

Doris Henning

## Kuba in Miami: Migration und ethnische Identität

Soy un ajiaco de contradicciones.  
I have mixed feelings about everything.  
Name your tema, I'll hedge;  
name your cerca, I'll straddle it  
like a cubano.

Gustavo Pérez-Firmat

Der Sieg Fidel Castros am 1. Januar 1959 markiert nicht nur den Beginn eines grundlegenden gesellschaftlichen Transformationsprozesses in Kuba, sondern auch in der Region Miami: "This first day of the year marked the beginning of the revolutionary regime in Cuba, as well as the birth of a new social order in Miami" (Portes/Stepick 1993: 101). War Miami 1959 eine verschlafene, ökonomisch daniederliegende Stadt, ist es heute eine aktive, pulsierende Metropole, Drehscheibe für den Handel zwischen Nord- und Südamerika – und nach Havanna die zweitgrößte kubanische Stadt, denn über 600.000 der 1,3 Millionen in den USA lebenden Kubaner wohnen in Miami.<sup>1</sup> Sie haben nicht nur großen politischen Einfluss, sondern insgesamt die "atmosphärische Kontrolle" in der Stadt übernommen (Rieff 1987: 143). Die kubanische Präsenz ist überall in der Stadt sichtbar und spürbar, in der Sprache, der Musik, den Restaurants und Geschäften, den vielen Plätzen, an denen *café cubano* verkauft wird (Didion 1987; Díaz 1994). Miami ist das Herz des US-amerikanischen Kubas, alle anderen Orte mit größeren kubani-

---

<sup>1</sup> Während meines Forschungssemesters 1997/98 verbrachte ich insgesamt sechs Monate in Miami. Auch wenn ich in methodisch strengem Sinne keine teilnehmende Beobachtung durchgeführt habe, sind doch viele Beobachtungen und Eindrücke, die ich während dieses Aufenthaltes sammelte, in den Aufsatz eingeflossen. Die Interview-Zitate im Text stammen aus den lebensgeschichtlichen Interviews, die ich in dieser Zeit mit kubanischen Migrantinnen durchführte. Wenn im Folgenden von Miami die Rede ist, ist damit immer die Großregion Miami gemeint. In der Literatur tauchen auch die Bezeichnungen "Greater Miami"; "Miami Metropolitan Area" bzw. "Miami-Dade County" auf, meist heißt es aber einfach Miami – auch wenn die Großregion gemeint ist. Bezieht sich im Folgenden eine Aussage nur auf die Stadt Miami, wird das ausdrücklich erwähnt.

schen Gemeinschaften, wie Union City/New Jersey oder New York sind politisch und kulturell Satelliten Miamis.

Im Folgenden soll zunächst der Prozess der Migration und der Etablierung der kubanischen Enklave in Miami skizziert und im Anschluss daran die Funktion der ethnischen Identität als ideologischer Grundlage der Diaspora<sup>2</sup> untersucht und deren Veränderung nachgezeichnet werden.

## 1. Der Verlauf der kubanischen Migration

Die Geschichte der Kubaner in den USA beginnt keineswegs im Jahre 1959. Schon im 19. Jahrhundert, also noch zu spanischen Kolonialzeiten, hatten sich die ökonomischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zunehmend intensiviert und nach der Unabhängigkeit beständig vertieft. Neben dem Austausch von Gütern gab es immer auch einen Austausch von Menschen. Zwischen Miami und Havanna gab es seit langem einen täglichen Fährdienst und seit den 20er Jahren auch eine Flugverbindung, Geschäftsleute und Touristen reisten beständig in beide Richtungen. Es fuhren nicht nur Touristen aus den USA nach Kuba, sondern umgekehrt auch kubanische Touristen in die USA, denn in der kubanischen Ober- und Mittelschicht waren der jährliche Urlaub und Kurzbesuche zum Einkaufen in den USA durchaus verbreitet (Portes/Stepick 1993: 99-101). Und auch schon vor 1959 suchten – je nach politischer Konjunktur – kubanische Unabhängigkeitskämpfer, Revolutionäre und Politiker Schutz in Florida; z.B. warb José Martí um Unterstützung für seinen Kampf bei den kubanischen Tabakarbeitern in Tampa und Key West; die beiden ehemaligen Präsidenten Gerardo Machado und Prío Socarrás liegen auf dem "Woodlawn Park Cemetery" in Miami begraben, auch Fidel Castro verbrachte vor 1959 einige Zeit in Miami. Trotz der intensiven Beziehungen lebten Ende 1958 jedoch nur ca. 70.000 Kubaner in den USA (Pérez 1986: 127). Es gab kleine kubanische Gemeinden in New York, Key West und Ybor City/Tampa (Poyo 1991), Miami hingegen war – trotz seiner geographischen Nähe und verkehrsgünstigen Anbindung – aufgrund seiner ökonomischen Struktur bis dahin kein verlockendes Ziel für Einwanderer.

Der Aufstieg Miamis zur größten kubanischen Stadt außerhalb Kubas und zur drittstärksten Latinogemeinde in den USA nach Los Angeles und

---

<sup>2</sup> Der Begriff "Diaspora", ursprünglich nur für aus dem Heiligen Land vertriebene Juden benutzt, wird heute in der Migrationsforschung allgemein zur Bezeichnung einer ethnischen Minderheit verwandt (Hettlage 1993).

New York begann mit dem Sieg Fidel Castros in Kuba. Allein zwischen 1959 und 1973 emigrierten mehr als eine halbe Million Kubaner in die USA, 1980 kamen weitere 125.000 hinzu; von den heute etwa 1,3 Millionen Kubanern sind 70% in Kuba geboren und mehr als die Hälfte von ihnen lebt in Miami (Boswell 1994; *Miami Herald* 29.12.1998).<sup>3</sup>

Waren es zunächst die unmittelbar mit dem Regime Batistas verbundenen Politiker, Militärs und Günstlinge aller Art, die die Insel verließen, schlossen sich ihnen bald Angehörige der Oberschichten an, oft begleitet von ihren Dienstboten. Bald darauf folgten zunehmend Angehörige der Mittelschichten, Angestellte, Anwälte, Selbständige. In dem Maße, in dem in Kuba die Politik der revolutionären Regierung die Interessen immer neuer Schichten negativ betraf und Privilegien abgeschafft wurden, wandten sich viele der Betroffenen von der Revolution ab und zogen es vor, in die USA zu emigrieren (Fagen/Brody/O’Leary 1968: 100f.). Die Beziehung zwischen den Maßnahmen der Revolutionsbewegung, der sozialen Herkunft und dem Zeitpunkt der Migration spiegelt sich in der sich verändernden sozialen Zusammensetzung der Emigranten.

Von 1959 bis zur Raketenkrise im Oktober 1962, als die regulären Flüge und Fährverbindungen zwischen den USA und Kuba eingestellt wurden, verließen ca. 250.000 Personen die Insel. Die USA erleichterten die Flucht, indem sie allen Kubanern ohne Unterschied Flüchtlingsstatus zusicherten. Diese bevorzugte Behandlung galt – mit einigen Modifikationen – seitens der USA bis 1980, konnte doch die Tatsache, dass so viele Menschen die „rote“ Insel verlassen wollten, als Beweis für die Unterlegenheit des Kommunismus dienen. Die Erleichterung der Einreise für die Kubaner hatte somit eine wichtige symbolische Funktion im Kampf gegen den Kommunismus (Pedraza-Bailey 1985: 7; Masud-Piloto 1996: 107), hier verlief die US-amerikanische Heimatfront des Kalten Krieges.

Eine besondere Maßnahme war das *Cuban Children’s Program*, das sich der unbegleiteten Minderjährigen annahm, die von ihren Eltern vor der Revolution in die USA in Sicherheit gebracht wurden. Die Gründe dafür waren vielfältig. Viele glaubten Gerüchten, dass die revolutionäre Regierung ihnen die elterliche Gewalt entziehen würde, oder sie wollten verhindern, dass die Kinder sich der Revolution anschlossen. Besonders nach der Schließung der privaten Schulen und Universitäten 1961 fürchteten bürgerliche Eltern die

---

<sup>3</sup> Die zweitgrößte kubanische Migrantengruppe mit 159.000 Personen (1990) lebt im Großraum New York/New Jersey mit Schwerpunkt in Union City/New Jersey (Boswell 1994: 13).

Indoktrinierung ihrer Kinder durch den Staat (Triay 1998). Viele Eltern zogen es vor, ihre Kinder allein in die USA zu schicken, als sie der Gefahr kommunistischer Indoktrinierung auszusetzen. Mit Hilfe der "Operation Peter Pan", die über das US-Außenministerium durch Brian Walsh, einen katholischen Priester aus Miami, koordiniert wurde, wurden in der Zeit von Dezember 1960 bis Oktober 1962 etwa 14.000 unbegleitete Minderjährige in die USA ausgeflogen (Geldorf 1991: 225-238). Was für ein traumatisches Erlebnis die Verschickung für die Kinder bedeutete, wird erst heute allmählich aufgearbeitet (Conde 1999).

Nachdem im Oktober 1962 alle regulären Verbindungen zwischen Kuba und den USA eingestellt worden waren, wurde der bis dahin stetige Strom der Migranten zu einem Rinnsal. Es gab nun nur noch die teure und sehr viel kompliziertere Möglichkeit, über Drittländer auszureisen und von dort aus die Einreise in die USA zu betreiben oder aber das Risiko einzugehen und die Insel illegal zu verlassen und zu versuchen, auf irgendeine Art Florida zu erreichen. Die Zahl der Flüchtlinge betrug infolgedessen zwischen Ende 1962 und 1965 nur noch ca. 74.000 (Portes/Mozo 1986: 36). Externer und interner Druck führten im September 1965 dazu, dass Kuba den kleinen Hafen Camarioca in der Nähe von Varadero öffnete und allen, die Verwandte in den USA hatten, auszureisen erlaubte. Hunderte von Exilkubanern kamen mit Booten nach Camarioca, um Verwandte abzuholen – ein Vorgang, der sich 15 Jahre später in sehr viel größerem Umfang wiederholen sollte. Innerhalb von zwei Monaten verließen 5.000 Kubaner die Insel (Masud-Piloto 1996: 57-70).

Da beide Seiten offensichtlich an einer dauerhaften Regelung der Migrationsfrage interessiert waren, wurden im Oktober Verhandlungen aufgenommen, die schließlich zur Unterzeichnung eines *Memorandum of understanding* führten, in dem die Aufnahme regelmäßiger – von der US-Regierung finanzierter – Flüge zwischen Varadero und Miami vereinbart wurde. Von Dezember 1965 bis April 1973 wurden in diesen so genannten *Freedom Flights* in zwei täglichen Flügen etwa 340.000 Kubaner ausgeflogen (Portes/Mozo 1986: 37). Präferenz hatten dabei diejenigen, die schon Familienangehörige in den USA hatten. Abgewickelt wurden die Ausreisen über die Schweizer Botschaft in Havanna, da zwischen Kuba und den USA seit 1962 keine diplomatischen Beziehungen mehr bestanden.

Hatte die revolutionäre Regierung die Unzufriedenen und erklärte Gegner zunächst gerne gehen lassen – die Emigration wurde gleichsam als Teil eines gesellschaftlichen Reinigungsprozesses betrachtet –, wurde die Ausrei-



se nach und nach erschwert, da neben dem gewünschten Effekt der Externalisierung des gesellschaftlichen Dissens zunehmend die negativen Effekte der massiven Auswanderung sichtbar wurden. Spätestens als die neue revolutionäre Offensive, in deren Rahmen der gesamte private Dienstleistungssektor verstaatlicht wurde (Mesa-Lago 1978), 1968 zu einer neuerlichen Ausreisewelle zu führen drohte, wurde auch der Regierung in Havanna bewusst, dass die Emigration einen gewaltigen *brain drain* bedeutete. Nachdem es schon sehr früh rigide Beschränkungen für die Ausfuhr von Geldvermögen gegeben hatte, danach keine männlichen Jugendlichen im wehrpflichtigen Alter mehr ausreisen durften, wurden nun die Ausreisebedingungen abermals verschärft. So durften Angehörige bestimmter Berufsgruppen, deren Tätigkeit als wichtig für den Aufbau der neuen Gesellschaft erachtet wurde, nicht mehr ausreisen. Schon seit 1968 war es immer wieder zur kurzfristigen Unterbrechungen der Flüge gekommen, bis sie am 6. April 1973 dann von Kuba endgültig eingestellt wurden – obwohl noch 94.000 Menschen auf den Listen der Ausreiseberechtigten standen (Olsen/Olsen 1995: 69; Clark 1975: 85-89).

Der Protest seitens der USA blieb sehr verhalten, auch die US-Regierung war offensichtlich daran interessiert, das kostspielige und intern zunehmend kritisierte Programm beenden zu können. In der US-Bevölkerung war die Kritik an den immensen Kosten und der Bevorzugung einer bestimmten Migrantengruppe lauter geworden. Neben Migrantenvvertretungen aus anderen Ländern kritisierten insbesondere Interessenvertreter der Afro-Amerikaner, dass für die kubanischen Migranten umfangreiche Hilfsprogramme aufgelegt wurden, während für die schwarzen Ghettos nichts getan wurde (Masud-Piloto 1996: 63f.; Croucher 1997: 24-60).

Die Einstellung der Luftbrücke zwischen den USA und Kuba führte dazu, dass die Zahl der kubanischen Migranten sich abermals drastisch verringerte. In dem Zeitraum von 1973 bis Ende 1979 migrierten nur 38.000 Personen in die USA (Olsen/Olsen 1995: 76). Die nächste große Welle von Flüchtlingen erreichte Florida 1980. In Kuba hatte sich Ende der 70er Jahre angesichts der fortdauernden ökonomischen Misere und politischer Enge eine zunehmende Unzufriedenheit aufgebaut. Vor allem waren es immer mehr Menschen einfach leid, ein solch beengtes Leben ohne Perspektive auf eine wirkliche materielle Verbesserung unbegrenzt zu ertragen. Sie wollten ihren Anteil am westlichen Konsum, dessen Buntheit ihnen von ihren Landsleuten aus den USA, die seit der Öffnung 1979 die Insel besuchen durften, verführerisch vor Auge geführt wurde; jene Besucher – die *gusanos* (Wür-

mer), wie die Migranten in Kuba apostrophiert wurden – waren seit ihrer Ausreise zu Schmetterlingen geworden (Pedraza-Bailey 1985: 21f.).

Die kleine Hafenstadt Mariel wurde zum Ventil für die vielen Unzufriedenen. Nachdem eine Gruppe von Kubanern am 4. April 1980 die peruanische Botschaft in Havanna besetzt hatte, um dadurch ihre Ausreise zu erzwingen, folgten Zehntausende ihrem Beispiel und verlangten ebenfalls, die Insel verlassen zu können. In einer Art Befreiungsschlag wurde am 21. April der Hafen von Mariel geöffnet und Castro stellte allen Ausreisewilligen frei, die Insel zu verlassen. In der Zeit vom 21. April bis 26. September 1980 pendelten unablässig alle verfügbaren und halbwegs seetüchtigen Boote, die die Exilkubaner in Miami organisieren konnten, zwischen Mariel und Key West, um Verwandte und Freunde abzuholen. Allerdings zwangen die kubanischen Behörden viele der Bootskapitäne, auch ihnen völlig Fremde mitzunehmen (Portes/Clark/Manning 1985). Etwa 125.000 Menschen ergriffen die Gelegenheit und verließen innerhalb weniger Monate Kuba in Richtung Miami (Olson/Olson 1995: 78-91).

Angesichts dieses Massenexodus waren auch die USA erstmals wieder bereit, mit Kuba in Verhandlungen über die Regulierung der Einwanderung einzutreten, um ähnliche Ereignisse in Zukunft auszuschließen. Nach Aufnahme der Gespräche wurde der Hafen von Mariel am 26. September 1980 wieder geschlossen. Nach zähen, immer wieder unterbrochenen Verhandlungen wurde 1984 ein Abkommen unterzeichnet, in dem die USA sich bereitklärten, jährlich eine bestimmte Anzahl von Einreisevisa an Kubaner zu vergeben. Kuba verpflichtete sich im Gegenzug, eine Anzahl krimineller und psychisch kranker *marielitos* zurückzunehmen. 1986 kündigte Castro diesen Vertrag aus Protest gegen die Eröffnung des antikubanischen Radiosenders "Radio Martí". Im November 1987 wurde jedoch ein neues Abkommen unterzeichnet, das ebenfalls Einreisegenehmigungen für jährlich 20.000 Kubaner in die USA vorsah. Absolute Priorität sollten dabei ehemalige politische Gefangene und ihre Familien sowie diejenigen haben, die einen Antrag auf politisches Asyl begründen konnten. Die Zahl von 20.000 Visa wurde allerdings in den folgenden Jahren nie eingehalten, weil die USA die Regelungen sehr restriktiv handhabten (Masud-Piloto 1996: 71-91; Olsen/Olsen 1995: 78-91).

Die neuen Flüchtlinge waren in Miami wenig willkommen. Nicht nur die *Anglos* reagierten ablehnend, sondern auch in der kubanischen Exilgemeinde gab es Ressentiments und Ängste. Mariel bedeutete so in doppelter Hinsicht einen Wendepunkt für die Einheit der kubanischen Diaspora, zum einen für

die soziokulturelle Struktur der kubanischen Exilgemeinde, zum anderen für deren Wahrnehmung in den USA. Bis dato hatte das weiße Establishment in Miami die Kubaner fast als ihresgleichen angesehen, als gesetzestreue, strebsame und erfolgreiche Menschen – aber nun kamen Tausende von Neuankömmlingen, von denen viele schon äußerlich nicht gerade wie respektable Bürger aussahen, unter denen sich ein hoher Anteil alleinstehender Männer (70%) befand und von denen viele auch noch schwarz waren (40%) – während das kubanische Exil bis dahin fast weiß war (Bach 1985; Díaz Briquets 1983).

Die große Zahl, ihre soziale und ethnische Zusammensetzung sowie die Tatsache, dass ein hoher Anteil der Neuankömmlinge keine Verwandten in den USA hatte, brachte große logistische Probleme für die Versorgung und Unterbringung der Flüchtlinge mit sich. Viele wurden in Militärcamps oder in provisorischen Zeltlagern zum Teil mitten in der Stadt unter Straßenbrücken und auf Parkplätzen untergebracht, einige landeten auch in Gefängnissen und psychiatrischen Anstalten (Masud-Piloto 1996: 71-91), was bestehende Vorbehalte natürlich verstärkte.

In den US-amerikanischen Medien gab es nur negative Schlagzeilen: „Castro leert seine Gefängnisse und Irrenhäuser“, so lautete der Tenor der Berichterstattung (Pedraza-Bailey 1985: 26). Glaubte man der US-Presse, hatte Castro die Gelegenheit genutzt, sich aller Problemfälle zu entledigen. Spätere Untersuchungen relativierten zwar diese Berichte beträchtlich – zwar hatten 26.000 Personen Vorstrafen, größtenteils aber wegen Straftaten wie Schwarzhandel u.ä., nur 4.000 waren wirklich als Kriminelle zu bezeichnen, psychische Probleme hatten etwa 6% (Bach/Bach 1982). Ihr schlechtes Image jedoch wurden die *marielitos* nie mehr ganz los. *Marielito* wurde fast zu einem Schimpfwort und es ist bis heute nicht gerade eine Empfehlung, sich als solcher zu identifizieren (Masud-Piloto 1996: 94-97).

Da die *marielitos* anders als die Migranten vor ihnen trotz gegenteiliger Rhetorik und sicherlich vorhandener Hilfsbereitschaft von der kubanischen Gemeinde nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen wurden, verlief auch ihre Integration in die kubanische Gemeinde nicht mehr ganz so problemlos. Diese neuen Flüchtlinge waren anders als die überwältigende Mehrheit der Exilgemeinde, sie kamen eher aus Unterschichten, 70,9% waren Arbeiter und viele hatten keinerlei berufliche Qualifikation (Pedraza-Bailey 1985: 27). Große Vorbehalte gründeten sich jedoch insbesondere darauf, dass die meisten der Neuankömmlinge in der Zeit nach der Revolution aufgewachsen waren. Das machte sie ideologisch verdächtig, denn die Allein-

geessenen befürchteten, dass die meisten schon zu sehr vom Kommunismus indoktriniert worden oder gar Agenten Fidel Castros seien. Als echte Kämpfer gegen den Kommunismus galten (und gelten) in Miami die, die Kuba sehr früh verlassen haben, nicht aber die, die lange ausgeharrt hatten. "The arrival of the *marielitos* created, for the first time, a real generational and ethnic division in the Cuban-American community, a sense of the 'old Cubans' versus the 'new Cubans'" (Olsen/Olsen 1995: 88).

Einprägsam lässt sich an Little Havana ablesen, welche Veränderungen diese neuen Einwanderer bewirkten. 1959 befand sich dort ein heruntergekommenes Viertel mit billigen Appartementshäusern, Billigläden und vielen Leerständen. Durch die Kubaner erlebte das Viertel dann ab 1960 einen enormen ökonomischen und kulturellen Aufschwung (García 1996: 86-99). Als die wohlhabenderen Kubaner Ende der 70er Jahre begannen, in bessere Stadtteile und die Vorstädte zu ziehen, verlor das Viertel zunehmend an Attraktivität. Der Niedergang wurde dadurch beschleunigt, dass zunächst viele mittellose *marielitos*, später andere Neueinwanderer vor allem aus Nicaragua zuzogen (Pérez 1992: 88-89; Portes/Stepick 1993: 154). Heute machen viele Straßenzüge einen eher heruntergekommenen Eindruck, neben sozial schwachen kubanischen Familien und Alten wohnen dort heute vorwiegend Nicaraguaner. Gleichwohl hat das Viertel für die kubanische Diaspora noch große symbolische Bedeutung, es ist so etwas wie das "sentimentale Herz Miamis" (Rieff 1993: 35); man trifft sich immer noch in den bekannten kubanischen Restaurants, im "Parque Maceo" spielen wie eh und je alte Kubaner Domino, das Denkmal für die bei der Invasion in der Schweinebucht Getöteten ist immer noch der Ort für Gedenkfeiern und gelegentliche Demonstrationen (Suro 1999: 163).

Auch wenn die *marielitos* – von denen trotz aller Versuche, sie woanders anzusiedeln, etwa 80% in der Region Miami blieben (Olsen/Olsen 1995: 91) – sehr viel größere Schwierigkeiten hatten, in Miami Fuß zu fassen und Arbeit zu finden, halfen die Netzwerke der kubanischen Enklave letztlich doch den meisten, einen ersten Job zu finden, auch wenn es vor allem nur Hilfsarbeitertätigkeiten waren, die oft unter dem Satz des Mindestlohns bezahlt wurden (Portes/Clark/Manning 1985: 49). Die Neuankömmlinge waren aber in der Regel bereit, geringe Entlohnung und schlechte Arbeitsbedingungen zu akzeptieren, da sie erkennen mussten, dass sie aufgrund fehlender fachlicher und sprachlicher Qualifikation auf dem offenen Arbeitsmarkt keinerlei Chancen gehabt hätten, zumal sich Florida Anfang der 80er Jahre in einer Phase ökonomischer Rezession befand.

Die ökonomischen Auswirkungen des Zusammenbruchs der sozialistischen Länder ließen den Migrationsdruck in Kuba nach 1990 wiederum enorm ansteigen. Da die legalen Ausreisemöglichkeiten sehr begrenzt blieben, stieg die Zahl der Bootsflüchtlinge wieder massiv an, im Zeitraum von 1990 bis 1994 standen 3.982 von den USA erteilten Einreisevisa 13.275 illegal ausgereiste Bootsflüchtlinge gegenüber (Masud-Piloto 1996: 135).<sup>4</sup> Im August 1994 kam es zu einer neuen Migrationswelle, nachdem Castro angesichts von Botschaftsbesetzungen und massenhaften Versuchen, die Insel illegal zu verlassen, am 5. August 1994 angekündigt hatte, jeder der wolle, könne gehen und auf einer *balsa* sein Leben riskieren. An einem einzigen Tag – dem 23. August – fischte die *US-Coast Guard* 3.000 *balseros* aus dem Wasser, insgesamt wurden während der Zeit der Krise 37.000 Flüchtlinge registriert, die mit irgendeiner Art von schwimmfähigem Gerät die USA erreichten; dagegen wurden im ganzen Jahr 1994 nur 544 Visa erteilt (Masud-Piloto 1996: 139f.). Insgesamt wurden zwischen 1991 und 1994 45.575 *balseros* von der *US-Coast Guard* gerettet (Ackerman 1996: 167).<sup>5</sup>

Anders als Carter während der Mariel-Krise reagierte Clinton sehr schnell auf die Öffnung der kubanischen Grenze. Schon am 19. August 1994 erklärte er, dass alle Flüchtlinge, die auf hoher See aufgegriffen würden, nicht mehr in die USA einreisen dürften, sondern bis auf weiteres in der US-Marinebasis in Guantánamo interniert würden. Nur nach Überprüfung aller Einzelfälle dürften die Internierten hoffen, in die USA einzureisen (Masud-Piloto 1996: 137-140; Ackerman 1998). Das bedeutete eine radikale Änderung der 36-jährigen Politik der offenen Tür gegenüber kubanischen Migranten. Für die geflüchteten Kubaner war diese abrupte Änderung ein Schock, es kam zu Aufständen und massiven Protesten in den Lagern. Die Proteste der Exilkubaner in Miami blieben dagegen recht gemäßigt, zu sehr fürchteten sie, etwas Ähnliches wie weiland Mariel noch einmal zu erleben.

Mit dem Ende der bisherigen Politik verloren die kubanischen Migranten ihren Sonderstatus. Die bevorzugte Behandlung der Kubaner hatte als Teil antikommunistischer Politik ausgedient und auch die angesichts zunehmender illegaler Einwanderung aus Südamerika und Asien in der US-amerikani-

<sup>4</sup> Aufgrund der restriktiven Handhabung stellte die Interessenvertretung der USA in Havanna statt der vertraglich festgelegten 20.000 Visa pro Jahr von 1985-1994 nur 11.222 Ausreisevisa aus (Masud-Piloto 1996: 135).

<sup>5</sup> Viele der *balseros* wurden durch die "Hermanos al Rescate" gerettet, eine angesichts der steigenden Zahl von Bootsflüchtlingen 1991 von Exilkubanern gegründete Organisation, die Aufklärungsflüge über den Florida Straits durchführte, um kubanische Flüchtlinge zu lokalisieren und die Rettung zu organisieren.

schen Bevölkerung zunehmend negative Haltung gegenüber weiterer Einwanderung verlangte eine Änderung der bisherigen Politik (Isbiter 1996). Die gerade in Südflorida seit 1980 bestehenden Ressentiments gegenüber den Kubanern ließen eine neue massive Zuwanderung politisch nicht tragbar erscheinen. Nachdem die USA und Kuba im September 1994 Verhandlungen über ein neues Migrationsabkommen aufgenommen hatten, ging die Zahl der Bootsflüchtlinge rasch zurück, zumal die USA auch ihre Drohung, die Flüchtlinge in Guantánamo zu internieren, konsequent umsetzten.

Das im Mai 1995 geschlossene Abkommen zwischen den beiden Ländern sah die allmähliche Auflösung der Flüchtlingslager in Guantánamo vor, die Rücksendung aller auf See aufgegriffener kubanischer Flüchtlinge sowie wiederum eine Quote von 20.000 US-Visa pro Jahr. Kuba verpflichtete sich im Gegenzug, seine Grenzen so zu schützen, dass es nicht zu einer neuen Massenflucht käme, und auf Repression gegenüber Repatriierten und Ausreisewilligen zu verzichten (Masud-Piloto 1996: 142-143). Seitdem bewilligen die USA mehr Visaanträge als vorher, trotzdem gibt es weiterhin Versuche, mit selbstgebauten *balsas* Florida zu erreichen. Nur die, die es schaffen, US-amerikanischen Boden tatsächlich zu betreten, haben eine Chance auf Duldung, den auf See Aufgegriffenen wird von der *US-Coast Guard* die Einreise in die USA verweigert und sie werden nach Kuba zurückgeschickt.

## 2. Die Erfolgsgeschichte der kubanischen Enklave

“Miami is the capital and meca of US-Cubans” (Pérez 1992: 86). Von den zwei Millionen Einwohnern des *County* Miami-Dade sind etwa 50% Einwanderer aus lateinamerikanischen Ländern, von diesen wiederum sind 70% kubanischer Herkunft. Als größte ethnische Gruppe sind es die Kubaner, die die Stadt am nachhaltigsten prägen. Sie sind die ökonomisch erfolgreichste, politisch einflussreichste, kulturell sichtbarste Gruppe unter den Immigranten. Viele sind überzeugt, dass sie Miami zu dem gemacht haben, was es heute ist, und sie sind stolz darauf. “Cubans are probably the only people who really do feel comfortable in Dade County [...] Miami is their town now”, schreibt David Rieff (1987: 224). Anders als andere Migrantengruppen, die dazu tendieren, sich im Laufe der Zeit geographisch zu zerstreuen, hat sich die Konzentration der Kubaner in Miami im Laufe der Jahre noch verstärkt (Pérez 1992: 88; Olsen/Olsen 1996: 76). Lebten 1970 nur 40% aller kubanischen Immigranten in Miami, waren es 1980 schon 52% (Pérez 1985: 3; Portes/Mora 1986: 38), in den 90er Jahren stieg der Prozentsatz auf etwa 60% – und der Trend nach Miami ist ungebrochen (Pérez 1992: 88). Viele

Migranten ziehen nach einem langen Arbeitsleben in anderen Gebieten der USA nach ihrer Pensionierung in den Süden, wo sie Kuba nicht nur geographisch, sondern auch kulturell, klimatisch und kulinarisch am nächsten sind: "Das hier ist am ehesten so, dass ich mich fast wie zu Hause fühlen kann, und da oben in Amerika habe ich außer einer Großnichte, die aber fast eine Amerikanerin ist, keine Familie, hier habe ich Familie und außerdem viele meiner Freundinnen von früher aus Havanna", sagte María Antonia, eine 75-jährige Kubanerin, in einem Interview. Nach einem 25-jährigen Berufsleben in Union City/New Jersey hatte sie sich endlich ihren Traum erfüllen können, nach Hialeah zu ziehen – und näher kann man Kuba nicht kommen. Die Bewohner Hialeahs stammen zu 90% aus Lateinamerika und davon sind 65% Kubaner (*Miami Herald* 7.4.1999).<sup>6</sup>

Dabei haben die US-Behörden zeitweise große Anstrengungen unternommen, Kubaner auch in anderen Regionen der USA anzusiedeln. Das *Cuban Resettlement Program* sah eine Reihe staatlicher Unterstützungsmaßnahmen für diejenigen vor, die bereit waren, sich außerhalb Floridas anzusiedeln, dagegen verloren diejenigen, die sich weigerten, jeden Anspruch auf Hilfe aus öffentlichen Mitteln. Im Rahmen des Programms wurden zwischen 1961 und 1972 knapp 300.000 kubanische Flüchtlinge auf verschiedene Bundesstaaten verteilt (Masud-Piloto 1996: 53). Prohías und Casal stellten, obwohl sie das Programm 1972 als weitgehend erfolgreich einschätzten, schon damals einen beträchtlichen *trickle back effect* fest (Prohías/Casal 1973: 20). Tatsächlich kehrte die Mehrzahl der Umgesiedelten nach Miami zurück, sobald sie ökonomisch auf eigenen Füßen standen und nicht mehr auf öffentliche Hilfe angewiesen waren (Olsen/Olsen 1995: 92f.). Miami wurde so schon früh eine zweite Heimat für die kubanischen Migranten: "Miami was a safe place for my parents to cling to their exile status and for my brother and me to grow up under the umbrella of a group identity. It came with a hyphen that implied some kind of marginality, but it was, after all, an acceptable identity", äußert Olga Santiago, die 1969 als 10-jährige mit ihren Eltern nach Miami kam (Santiago 1997).

Da die räumliche Segregation von *Anglos* und Kubanern längst nicht so rigide ist wie die von Schwarzen und Weißen, wohnen sie eigentlich überall in Miami, auch wenn sie sich in bestimmten Stadtgebieten besonders konzentrieren (Cuban American Policy Center 1992; Portes/Stepick 1993). Ne-

<sup>6</sup> Hialeah ist nach Miami-Stadt die zweitgrößte Kommune in Dade County. Laut US-Zensus von 1990 lebten 122.000 Kubaner in Hialeah, in Miami-Stadt 139.000 – nur 39% der Bevölkerung.



ben Hialeah im Norden, dass nach einem Arbeiterviertel in Havanna auch *Little Marianao* genannt wird, leben sie vor allem in South-West Miami, deswegen häufig lautmalerisch auf Kubanisch als *La Sagüesera* bezeichnet. Mehrere Kommunen des *County* haben kubanischstämmige Bürgermeister, darunter die beiden größten Städte Miami und Hialeah, und auch der Bürgermeister des *County* Miami-Dade ist Kubaner, ebenso wie zwei republikanische Kongressabgeordnete aus Miami in Washington. Natürlich führt die Dominanz der Kubaner zu Spannungen mit anderen Bevölkerungsgruppen. Besonders schwierig waren von Anfang an die Beziehungen zwischen Kubanern und Afro-Amerikanern, die sich gegenüber den Kubanern vielfältig benachteiligt fühlten. Seit kubanische Exilgruppen 1990 gegen den Besuch Nelson Mandelas in Miami agitiert hatten, weil dieser vorher Kuba besucht und sich positiv über Fidel Castro geäußert hatte, herrscht Sprachlosigkeit zwischen beiden Gruppen (Croucher 1997: 142-171; Dunn 1997). Diskriminiert und ausgegrenzt fühlen sich auch viele Latinos aus anderen Ländern, insbesondere was ihre Erwerbschancen betrifft. Auch Angehörige der weißen englischsprachigen Bevölkerung wandern seit den 80er Jahren angesichts der wachsenden Übermacht der spanischen Sprache und der anderen Lebensgewohnheiten zunehmend nach Norden in die Region um Fort Lauderdale ab (Martinez 1998).<sup>7</sup> Inzwischen hat der *white flight* dazu geführt, dass die *Anglos* in Miami zu einer Minderheit geworden sind (Boswell 1994a: 5-8).

Die Geschichte der kubanischen Immigranten in Südflorida stellt sich somit als Inbesitznahme und wachsende Einflussnahme dar und sie wird weitgehend als Geschichte eines einzigartigen ökonomischen, sozialen und politischen Erfolgs erzählt. *The success of the Cuban success story* (Croucher 1997: 118) ist trotz zunehmender Unterschiede innerhalb der Exilgemeinde bis heute ein zentraler Bestandteil ihrer Selbstwahrnehmung und auch der Wahrnehmung durch andere. Nach wie vor gilt, dass die Kubaner es von allen lateinamerikanischen Immigranten ökonomisch am weitesten gebracht haben. Sie verfügen über ein höheres Durchschnittseinkommen, haben den höchsten Anteil von Selbständigen, eine geringere Arbeitslosen-

<sup>7</sup> Ein Ausdruck dieser Ressentiments war das – mit großer Mehrheit verabschiedete – Referendum *English Only* von 1980 gegen die Verwendung öffentlicher Gelder “for the purpose of utilizing any language other than English or any culture other than that of the United States” (Castro 199: 118), das die bis dahin übliche Politik der Förderung von Zweisprachigkeit beendete und Vorbild für ähnliche Referenden in anderen Bundesstaaten der USA wurde.

rate und weniger Sozialhilfeempfänger als alle anderen hispanischen Einwanderer (Gilbarg/Falcón 1992: 65f.). Die Gründe für die *Cuban Success Story* sind individueller, struktureller und politischer Art.

Die Basis für den Erfolg wurde zweifellos durch die Gruppe der Migranten der frühen 60er Jahre gelegt. Viele Angehörige der Ober- und oberen Mittelschicht verließen schon wenige Wochen nach dem Sieg der Revolution die Insel, weil sie die Enteignung ihrer Unternehmen fürchteten. Die 110.000 Menschen, die bis Ende 1960 Kuba verließen, kamen fast alle aus diesen Schichten (Olsen/Olsen 1995: 55; Pedraza-Bailey 1985: 10). Portes und Bach bezeichnen diesen Prozess als "the successful transplantation of an entrepreneurial class from origin to a new destination" (Portes/Bach 1985: 203). Für den Neubeginn in den USA war es sicher förderlich, dass einige über Kapital und Geschäftsbeziehungen in den USA verfügten, für entscheidender wird jedoch von vielen Autoren gehalten, dass diese *Golden Exiles* ein hohes Bildungsniveau hatten, über die richtigen Qualifikationen verfügten, vor allem aber einen ausgeprägten Unternehmergeist besaßen sowie den festen Willen, ihre verlorene sozioökonomische Position wiederzuerlangen und gleichzeitig zu beweisen, dass sie erfolgreicher waren als die Revolution: "[...] building the barrio became a surrogate for defeating Castro" (Suro 1998: 168; vgl. Portes/Bach 1985: 200-239).

Ein nicht zu unterschätzender Faktor, der zum Erfolg beitrug, war auch die Tatsache, dass das Werte- und Normensystem dieser Schichten sich seit langem an den USA orientierte: "The Cuban middle and upper class did not have a Latin America frame of reference, at least in terms of economic prosperity and the consumer culture. Their model was the United States" (Olsen/Olsen 1996: 51). Dieses Modell wirkte über die Oberschichten hinaus weit in die kubanische Gesellschaft hinein, so dass auch die auf die erste Welle folgenden Migranten aus den Mittelschichten relativ geringe Akkulturationsprobleme hatten. Das galt besonders für die Angehörigen der akademischen Mittelschicht wie Ärzte, Anwälte, Lehrer sowie Manager und höhere Angestellte, von denen viele von der Enteignung der US-Unternehmen, die ihre Arbeitsplätze gefährdete, betroffen waren. Etwa ein Drittel der Migranten kamen aus akademischen oder Managementberufen (Pedraza-Bailey 1985: 11-14). Ihnen waren die Werte und Normen der US-amerikanischen Gesellschaft und der Arbeitsrhythmus der USA weitgehend vertraut, sei es durch vorherige Aufenthalte in den USA, sei es durch Beschäftigung in auf Kuba tätigen US-Unternehmen (Pérez 1995).

Einen neuen Schub von Migranten brachte die Verstaatlichung des gesamten Dienstleistungsbereichs im Jahre 1968. Nun kamen bisher Selbständige aller Art: Laden- und Restaurantbesitzer; Gärtner, Taxifahrer, Friseure, Straßenhändler und Schuhputzer und mit ihnen auch viele der im Dienstleistungsbereich unselbständig Beschäftigten: Verkaufspersonal, Dienstmädchen, Büroangestellte etc. Diese neuen Gruppen verbreiteten die soziale Zusammensetzung der Exilgemeinde beträchtlich, so dass die Diaspora in ihrer Heterogenität mehr einem Querschnitt der kubanischen Bevölkerung zu entsprechen begann. Aber auch wenn diese Migranten schlechter ausgebildet und weniger gebildet als die vorherigen waren (Pedraza 1985a: 18), brachten auch sie eine ausgeprägte ökonomische Aufstiegs motivation mit und sie konnten darüber hinaus schon die Erwerbsmöglichkeiten der Enklaven-Ökonomie nutzen, mit deren Aufbau die Angehörigen des *Golden Exile* zügig begonnen hatten. Schon in den 60er Jahren waren die ersten Presseberichte über die ökonomische Prosperität der kubanischen Exilanten erschienen (Olsen/Olsen 1995: 65).

Portes und Bach definieren eine ethnische Enklaven-Ökonomie als "a distinctive economic formation, characterized by the spatial concentration of immigrants who organize a variety of enterprise to serve their own ethnic market and the general population" (1985: 203). Die Existenz einer Enklave wurde dann auch ein wichtiger Grund, weshalb Miami immer mehr Kubaner anzog und veranlasste, sich dort auf Dauer niederzulassen. Neben den ökonomischen Implikationen beeinflusste die strukturelle Organisation der Enklave auch die Akkulturationsprozesse, die interethnischen Beziehungen und nicht zuletzt auch die familiären Strukturen und Geschlechterverhältnisse.

Wurde die kubanische Enklaven-Ökonomie zunächst möglich durch die große Zahl von Kubanern, die sich in Miami niederließen, Unternehmen gründeten, als Arbeitskräfte zur Verfügung standen und auch Konsumenten waren, war es für einen dauerhaften Erfolg unerlässlich, dass es gelang, auch außerhalb der Enklave einen Markt zu finden, aber die Basis legte zweifellos die ethnische Solidarität (Rogg 1980). Die vielfältigen unternehmerischen Aktivitäten der Enklave, Pérez bezeichnet es als "institutionelle Vollständigkeit" (Pérez 1992: 91), machen es möglich, sich mit allem Notwendigen zu versorgen, ohne die ethnische Gemeinschaft verlassen zu müssen; ein breit gestreutes Angebot von Gütern und Dienstleistungen deckt alle Bedürfnisse ab – vom Kindergarten bis zum Begräbnisinstitut.

Zweifellos begünstigte auch die internationale politische Situation den Erfolg der kubanischen Diaspora. In Zeiten des Kalten Krieges verlief hier

eine wichtige Front im Kampf gegen den Kommunismus, konnte doch der Erfolg der Exilkubaner als Beweis für die Überlegenheit des Kapitalismus gelten. Nicht zuletzt aus diesem Grunde wurde für die kubanischen Migranten ein Hilfsprogramm bewilligt, wie es keiner anderen Immigrantengruppe je zugute gekommen ist, und das sicher einen Beitrag zur Erfolgsgeschichte des Exils geleistet hat, auch wenn Kubaner diesen Umstand selten erwähnen, sondern es vorziehen, allein ihren außerordentlich großen Fleiß und ihre Fähigkeiten dafür verantwortlich zu machen (Olsen/Olsen 1995: 64f.; Pedraza-Bailey 1981).

Das im Dezember 1960 durch die US-amerikanische Einwanderungsbehörde *Immigration and Naturalization Service* (INS) eingerichtete *Cuban Refugee Emergency Center*, das die kubanischen Flüchtlinge erfassen, mit dem Nötigsten versorgen und weiterleiten sollte, wurde durch die Kennedy-Administration zu einem umfassenden Hilfsprogramm ausgebaut (Cortes 1980). Das *Cuban Refugee Program* umfasste ein breites Bündel von Maßnahmen, die mehrfach verändert, erweitert, neuen Erfordernissen angepasst wurden. Neben Hilfen zum Lebensunterhalt und medizinischer Versorgung gehörten dazu Bildungsmaßnahmen für Erwachsene und Kinder, Berufsbildungsprogramme, berufliche Umschulungsmaßnahmen und Zertifizierungskurse für Lehrpersonal, Mediziner, Pharmazeuten, Anwälte etc. (Moncarz 1973); dazu gehörten aber auch Kreditprogramme zur Existenzgründung. Bis 1973 wurde für das Programm fast eine Milliarde Dollar bereitgestellt. Masud-Piloto schätzt, dass für das *Cuban Refugee Program* insgesamt etwa zwei Milliarden US-Dollar ausgegeben wurden (Masud-Piloto 1988: 130).

Auch wenn eine Reihe von Faktoren, darunter auch die konjunkturelle Lage in den USA und besonders in Miami Anfang der 80er Jahre, den Aufbau der kubanischen Enklaven-Ökonomie erleichterten, ist es beeindruckend, wie schnell die kubanischen Migranten Fuß fassten, denn trotz einiger Vorteile, die sie gegenüber anderen hatten, wurde ihnen der Erfolg keineswegs geschenkt. Die Gruppe derjenigen, die Geschäftsbeziehungen oder auch genügend Kapital in den USA hatten, war verschwindend klein, aber sie starteten, gaben anderen eine Chance und begannen, Netzwerke aufzubauen, die es dann Neuankömmlingen ermöglichten, ebenfalls Fuß zu fassen. Die aufeinanderfolgenden Wellen von Migranten erlaubten es dann zum einen, die unternehmerischen Aktivitäten beständig auszuweiten, kamen doch mit jeder Welle neue Konsumenten für ethnische Produkte, zum zweiten aber bedeutete es auch einen kontinuierlichen Nachschub an neuen, billi-

gen Arbeitskräften, die froh waren, zunächst bei Landsleuten unterzukommen.

Anders als Migranten aus anderen Ländern Lateinamerikas wie z.B. die Mexikaner mussten die Kubaner ihre Arbeitskraft daher nicht auf dem offenen Arbeitsmarkt anbieten, sondern konnten auf den geschützten Markt der Enklave zurückgreifen, wodurch ihnen der Prozess der ökonomischen Anpassung wesentlich erleichtert wurde (Portes/Bach 1985). Sie erhielten zwar Löhne, die durchschnittlich unter dem nationalen Niveau lagen, hatten aber eine größere Chance als andere Neuankömmlinge, einen Anfangsjob zu finden und für den US-Arbeitsmarkt verwertbare neue Qualifikationen zu erwerben:

As workers they readily accepted the modest jobs provided by Cuban-owned firm as a mode of entry into the American economy. [...] Low wages were accepted for preferential access to employment even in the absence of English or formal certification. Modest enclave jobs also provided an informal apprenticeship in how to establish and run an independent business later on (Portes/Stepick 1993: 145).

Laut einer Untersuchung von Portes u.a. von 1979 waren 21,2% der Kubaner selbständig und 49% der abhängig Beschäftigten arbeiteten in Betrieben, die auch Kubanern gehörten (Portes/Clark/Lopez 1981: 18). Nur mit Hilfe dieses ethnischen Netzwerks war es auch möglich, dass die Integration der *marielitos* und späterer Migranten doch noch relativ gut gelang, auch wenn die Konditionen für sie schlechter als für ihre Vorgänger waren:

The later arrivals have, in a sense, become the working class – lower waged and skilled – for the golden exiles of the 1960s and early 1970s. Thus, there has been a total transplantation of the prerevolutionary social structure to Miami, with all the implications of unequal wealth, power, and prestige. The recent immigrants will add to the lower strata (Bach 1980: 44).

Die Enklavenbeziehungen bieten auch heute noch ein haltbares Netz, wie sich am Beispiel der *balseros* der 90er Jahre aufs Neue zeigt. Um sich in Miami ansiedeln zu dürfen, brauchten die Flüchtlinge Bürgen, die sich verpflichten mussten, für Wohnung, Kleidung und medizinische Versorgung zu garantieren und bei der Suche nach einem Arbeitsplatz zu helfen. 89% aller *balseros* blieben in Miami. Nur bei 39% übernahmen enge Familienangehörige die Bürgschaft, bei den restlichen waren es entfernte Verwandte oder Fremde:

Despite the lack of blood ties, a fraternal system of mutual aid is operating among recent arrivals and within the larger Cuban community. As well, the new exiles benefit from the existence of an enclave economy in South Florida, offering entry-level jobs where English is not always essential (Ackerman 1996: 187-188).

Nach der Untersuchung von Ackerman hatten 90 Tage nach ihrer Ankunft in den USA schon 30% Arbeit gefunden (Ackerman 1996: 188). Ethnische Solidarität ist demnach immer noch ein wichtiger Faktor für die ökonomische Eingliederung, Kubaner kaufen weiterhin bei Kubanern, Kubaner arbeiten bei Kubanern, bei der Einstellung ist in vielen Fällen nicht so sehr die Qualifikation entscheidend, sondern die ethnische Zugehörigkeit – etwas, worüber sich andere Latinos immer wieder beklagen (*Miami Herald* 8.10. 1998).

Eine differenzierte Betrachtung der ökonomischen Entwicklung der kubanischen Enklave zeigt einige Besonderheiten der *Cuban Success Story*. Moncarz-Percal wies schon sehr früh darauf hin, dass der ökonomische Erfolg der kubanischen Migranten nicht auf dem individuellen Einkommen des (männlichen) Haushaltvorstandes beruhte, sondern auf dem kombinierten Familieneinkommen (Moncarz-Percal 1978: 169): In kubanischen Familien tragen in der Regel mehr Familienmitglieder zum Haushaltseinkommen bei als bei anderen Gruppen. Da die Kinderzahl aufgrund der niedrigen Geburtenraten der kubanischen Frauen klein ist,<sup>8</sup> verteilt sich das Einkommen auf weniger Köpfe (Pérez 1986: 9-11; Boswell 1994: 31-33). Auch wenn inzwischen die Zahl der Kleinfamilien und Alleinlebenden zugenommen hat, gehören auch heute noch in vielen Familien drei Generationen zu einem Haushalt und in der Regel tragen auch die Älteren zum Familieneinkommen bei, sei es dass sie noch berufstätig sind, sei es dass sie Sozialhilfe beziehen (Pérez 1986a). Entscheidender für das hohe Haushaltseinkommen war m.E. jedoch die hohe Erwerbsbeteiligung der Frauen. Schon 1979 waren 55,4% der kubanischen Frauen in den USA erwerbstätig, was beträchtlich über dem US-Durchschnitt von 49,9% liegt (Pérez 1986a: 12); diese hohe weibliche Erwerbstätigkeit ist bis in die 90er Jahre unverändert geblieben (Gilbarg/Falcón 1992: 66).

Eine Erwerbstätigkeit der Ehefrau hätte im vorrevolutionären Kuba für Angehörige der Ober- und Mittelschichten einen immensen Statusverlust

<sup>8</sup> Die Geburtenrate der kubanischen Frauen betrug 1980 2,0 pro 1.000 im Vergleich zu 2,7 des US-Durchschnitts (Pérez 1986a: 133); 1990 lag sie für kubanische Frauen nur noch bei 1,48 (Díaz-Briquets/Pérez-López 1992: 421).

bedeutet, nicht nur für den Familiernährer, sondern für die ganze Familie (Henning 1996: 78-84, 145-148). Um den sozialen Status ihrer Familie aufrechtzuerhalten bzw. wiederzugewinnen, waren die Migranten jedoch bereit, bisherige kulturelle Muster über Bord zu werfen. Die Aufnahme einer außerhäuslichen Arbeit entsprang demnach offensichtlich keinem emanzipatorischen Impetus, sondern war eine Neudefinition der angestammten Pflichten der Hausfrau und Mutter (Prieto 1987: 84f.).

Gleichsam in Erweiterung ihrer traditionellen Verpflichtung, alles für das Wohlergehen der Familie zu tun, ließen sich die Frauen in der Migration auf eine für sie neue Art in die Pflicht nehmen: Nicht mehr die Führung eines gepflegten Heims und die Anleitung von Dienstboten war wichtigste Aufgabe, sondern es galt nun, erst einmal die Voraussetzungen dafür zu schaffen, überhaupt wieder ein Heim haben zu können, und das war nur durch Aufnahme einer Erwerbstätigkeit möglich:

Since the Cuban woman is working for her family, her employment is not seen as an expression of her independence or the loosening of traditional controls and restraints that it would have been in Cuba. [...] the central norm remains the subordination of the woman to the needs of her family (Ferree 1979: 48).

Traditionelle Rollenmuster und die geschlechtsspezifische häusliche Arbeitsteilung änderten sich dadurch nicht, die Frauen weiteten schlicht ihre traditionelle Rolle durch Übernahme der Erwerbsrolle aus, ohne dass das zu Veränderungen geführt hätte, denn "their spouses did not expand their roles to include housework" (García 1991: 23; Prieto 1984). Die hohe weibliche Erwerbsbeteiligung der kubanischen Frauen wurde zudem durch die niedrige Geburtenrate und die erweiterte Familie erleichtert – die Großmütter kümmerten sich um die Kinder der berufstätigen Mütter (García 1991: 23), nahmen oft als Tagesmütter auch noch weitere Kinder auf und erzielten damit ein Zusatzeinkommen. Eine Interviewpartnerin schilderte ihre Situation:

Ich hatte mir eigentlich nicht vorgestellt, dass ich hier arbeiten müsste. In Kuba hatte ich, seit ich verheiratet war, ja auch nie mehr gearbeitet und nun hatte ich sogar noch ein kleines Kind [...] Aber wir hatten ja nichts, als wir hier ankamen. Gott sei Dank kam bald meine Mutter hinterher und dort habe ich meine Tochter jeden Morgen hingebacht. Mir hat jedesmal das Herz geblutet, obwohl ich sie ja in guten Händen wusste. Bei fremden Leuten hätte ich sie aber nie im Leben gelassen. Obwohl: Wie hätten wir das schaffen sollen, wenn ich nicht gearbeitet hätte [...]?

Erleichtert wurde die weibliche Erwerbsarbeit auch durch die Struktur der Enklaven-Ökonomie. Für die meisten Ehemänner und Väter, aber auch für die Frauen selbst, wäre es kaum denkbar gewesen, in einem Betrieb mit



anglo-amerikanischen Vorgesetzten und Kollegen zu arbeiten. Die meist kleinen kubanischen Unternehmen boten dagegen eine kulturell akzeptable Möglichkeit der Frauenerwerbsarbeit. Hier konnten die Frauen zusammen mit anderen Migrantinnen, oft gar mit alten Freunden und Verwandten in einer kubanischen Umgebung arbeiten. Zudem lag der Schwerpunkt der Beschäftigung in der Bekleidungsindustrie und im Dienstleistungsbereich, also typisch weiblichen Tätigkeitsbereichen. Erleichternd kam hinzu, dass viele Dienstleistungen überwiegend für Kubaner erbracht wurden und viele Frauen deshalb auf vorhandene Kenntnisse zurückgreifen konnten, z.B. die Herstellung kubanischen Essens in den zahlreichen *cantinas*, die alle ihre Produkte auch nach Hause lieferten (García 1991: 23), womit die berufstätigen Hausfrauen entlastet wurden, die Familie aber auf das gewohnte, aufwendig zu kochende Essen nicht verzichten musste.

Festzustellen bleibt, dass die kubanische Diaspora aufgrund der Bereitschaft, bestehende kulturelle Muster in einigen Bereichen neu zu interpretieren, aufgrund ihrer ökonomischen Flexibilität und der massiven Hilfe durch die öffentliche Hand zu einer der erfolgreichsten ethnischen Gruppen der USA wurde. Der Erfolg relativiert sich jedoch bei einer genaueren Betrachtung. Zwar haben die Kubaner, verglichen mit anderen lateinamerikanischen Einwanderergruppen, das höchste Durchschnittseinkommen, die niedrigste Arbeitslosenrate (1993 7,3%) und das höchste Bildungsniveau (*Miami Herald* 29.12.1998), vergleicht man jedoch das Einkommen und andere sozial-ökonomische Indikatoren mit den Durchschnittswerten der USA, so sind die Kubaner in allen Bereichen schlechter gestellt. So lebten 1990 in den USA nur 14,9% der Kubaner unter der Armutsgrenze, verglichen mit 26,9% der Mexikaner und 31,0% der Puertoricaner, der Durchschnittswert für die USA betrug jedoch nur 9,6% (Boswell 1994: 28). Eine Differenzierung der Daten nach dem Zeitpunkt der Einwanderung macht darüber hinaus deutlich, wie groß die Unterschiede zwischen den Migranten sind und wie sehr die kubanische Erfolgsgeschichte auf dem ökonomischen Erfolg der ersten Migrantengeneration gründet. Von den vor 1980 eingewanderten Kubanern lebten 1990 nur 8,6% unter der Armutsgrenze, verglichen mit 23,2% derer, die nach 1980 eingewandert sind. Das Pro-Kopf-Einkommen der zwischen 1980 und 1990 Eingewanderten betrug 8.789 US-Dollar, während die vor 1980 Eingewanderten über 18.868 US-Dollar verfügten (Díaz-Briquets/Pérez-López 1997: 421), 11% derer, die vor Mariel kamen, verdienen jährlich sogar über 75.000 US-Dollar, während nur 9% der gesamten US-Bevölkerung ein so hohes Einkommen haben (Suro 1998: 172).

Die Untersuchungen Boswells zum sozioökonomischen Status von Kubanern in Miami differenzieren das Bild weiter und zeigen – anders als es der Diskurs des Exils vermittelt –, dass gerade die Situation der Kubaner in Miami im Vergleich zu Kubanern in anderen Teilen der USA eher schlechter ist: Die Einkommen sind niedriger, Arbeitslosen- und Armutsrate sind höher (Boswell 1994; Boswell/Skop 1995). Leben von allen Kubanern in den USA 14,6% unter der Armutsgrenze, sind es in Miami über 16% (Boswell 1985: 28; Boswell 1995: 37), ein höherer Prozentsatz hat hier keinen *High School*-Abschluss. Das hängt zwar zum einen damit zusammen, dass das Lohnniveau in Miami generell niedriger, die Arbeitslosen und Armutsquoten höher als in anderen Teilen der USA sind, zeigt aber doch, dass Kubaner außerhalb Miamis “enjoy a higher socioeconomic status than those residing in Miami” (Boswell 1995: 48). Zwar gibt es in Miami eine beeindruckend hohe Zahl von Selbständigen, aber die meisten Betriebe der Enklave sind klein – typisch sind z.B. kleine Familienbetriebe im Einzelhandel – und haben eine schmale Kapitalbasis, die erwirtschafteten Einkommen sind entsprechend gering. Die großen Unternehmen und Banken, die auch international tätig sind, sind auch in Miami weitgehend in der Hand von *Anglos* (Grenier/Pérez 1996: 366f.). Wenn die Kubaner ihren relativen Erfolg längerfristig erhalten wollen, müssen sie expandieren – und dazu wäre eine Öffnung der Enklave für Investitionen und qualifizierte Arbeitskräfte nötig. Das Aufgeben der Insularität würde jedoch zweifellos eine Gefahr für die bisherige Geschlossenheit mit sich bringen, die sich für den Zusammenhalt der kubanischen Gemeinschaft bisher so vorteilhaft ausgewirkt hat.

Obwohl der Umzug in andere Regionen der USA also ökonomisch für viele durchaus Vorteile bringen könnte, gibt es offensichtlich für die Mehrzahl der Kubaner gute Gründe, die für Miami sprechen. Die Existenz der Enklave bietet die Möglichkeit, unter Landsleuten zu leben, spanisch zu sprechen, kubanisch zu essen – Kubaner unter Kubanern zu bleiben. Mag die Enklave auch die Anpassung an die US-Gesellschaft verlangsamen, bietet sie doch ein Kissen, das Neuankömmlingen den Anfang erleichtert, den Älteren das Leben lebenswerter macht, denn Miami suggeriert ein Stück Heimat und auch Arme werden von dieser Gemeinschaft eher aufgefangen als von der anonymen Gesellschaft.

Wie wichtig dieses Aufgehobensein in der ethnischen Gemeinschaft ist, macht die Untersuchung von Patricia Fernandez-Kelly deutlich, über die der *Miami Herald* berichtete. Aufgrund des hohen Anteils von Armen in Hialeah – das mittlere Haushaltseinkommen liegt mit knapp 28.000 US-Dollar um

10.000 unter dem des *County* – hatte sie das übliche Bild von Obdachlosen, herumlungernenden Schulabbrechern, Drogenabhängigen, verkommenen Häusern und Schmutz erwartet, fand aber nichts dergleichen. Zwar gab es einen hohen Anteil von Schulabbrechern, aber die kubanischen Jugendlichen hatten die Schule abgebrochen, weil sie eine Arbeit gefunden hatten. Die Häuser sahen, wenn auch sehr einfach, doch gepflegt aus: Sie wurden mit Hilfe von Nachbarn und Schwarzarbeit instand gehalten und verschönert. Sie fand “one of the meccas of informal economies, a city thriving on the entrepreneurial skills of its residents and clearly not operating by the standards of bureaucratic society” (*Miami Herald* 7.4.1999).

### 3. Ethnische Identität und die Ideologie des Exils

Die Kubaner, die während der 60er Jahre die Insel auf der Flucht vor den gesellschaftlichen Veränderungen verließen, kamen in ein Land, das sich ebenfalls in einem grundlegenden Transformationsprozess befand: Es war die Zeit beginnender Proteste gegen den Vietnamkrieg, der Formierung der Frauen- und Bürgerrechtsbewegung. In dieser Umbruchssituation mussten die Neuankömmlinge versuchen, ihre Position zu definieren und eine Antwort auf die Frage zu finden: Was macht eine Kubanerin oder einen Kubaner aus? Was bedeutet es, Kubaner außerhalb Kubas zu sein? (García 1996: 83) Je fester sich das revolutionäre Regime in Kuba etablierte, je länger sich die erträumte Rückkehr demzufolge verzögerte, desto drängender stellte sich darüber hinaus die Frage: Wie kann man beides vereinbaren, Kubaner zu sein und gleichzeitig Bürger der USA? Wie die Kubaner auf Kuba ihre nationale Identität im Kontext der Revolution neu bestimmen mussten, mussten auch die Kubaner in den USA ihre Identität im Kontext des Exils neu bestimmen. Diese neue Identität war zwar historisch begründet und an der Vergangenheit orientiert, aber dennoch etwas Neues und keine Rückkehr in direktem Sinne, denn “the past is not waiting for us back there to recoup our identities against. It is always retold, rediscovered, reinvented. [...] We go to our past through history, through memory, through desire, not as a literal fact” (Hall 1991: 58). Identitäten werden demnach selektiv konstruiert und unterliegen – wie alles Historische – einem ständigen Veränderungsprozess, sie dienen der Selbstvergewisserung und der Abgrenzung von anderen (Duan 1989).

Die Identität im Exil wurde in Anknüpfung an die Kubanität – die *cubanidad*, dem traditionellen historischen Konzept nationaler kubanischer Identität (Ortiz 1964) – rekonstruiert. Inhaltlich bedeutet *cubanidad* in der Frem-

de das Gefühl, trotz aller Unterschiede untereinander etwas gemeinsam zu haben, das Bewusstsein einer Gemeinsamkeit der historischen Wurzeln und davon, anders zu sein als andere Migranten und Exilierte, anders als Migranten aus anderen Ländern Lateinamerikas und der Karibik, anders aber auch als die anglo-amerikanische Kultur (Hall 1998). Die *cubanidad* als Grundlage der Identität ermöglicht es, in der Diaspora das Bewusstsein der Besonderheit aufrechtzuerhalten und gleichzeitig den Wunsch und den Anspruch auf Rückkehr lebendig zu halten. Der Begriff hat demnach sowohl einen politischen als auch einen kulturellen Aspekt.

Kulturell bedeutet es – neben der Bewahrung der spanischen Sprache als Grundlage (Castellanos 1990; Castro 1992) – zunächst einmal, die Werte, Traditionen, Sitten und Gebräuche aufrechtzuerhalten, die mit Kuba verbunden werden, wobei die Auswahl durchaus selektiv und veränderbar ist. Dazu gehört z.B., der kubanischen Nationalheiligen "Virgen de la Caridad del Cobre" auch in Miami einen Schrein zu errichten; dazu gehört das Feiern kubanischer Feste, wie den 10. Oktober, den Beginn des Unabhängigkeitskrieges gegen Spanien 1868 oder eine Parade zum Geburtstag José Martí. Dazu gehört bis heute, ein großes Fest aus Anlass des *quince*, des 15. Geburtstags der Töchter, zu feiern; dagegen musste die Institution der "Anstands dame", ohne deren Begleitung kein "anständiges" Mädchen zu einem Fest gehen durfte, in dem neuen Umfeld Mitte der 80er Jahre endgültig aufgegeben werden.

Es gehören dazu weiterhin kulturelle Aktivitäten aller Art, Vorträge über Kultur, Geschichte und Literatur Kubas, *tertulias*, literarische Clubs von Intellektuellen und Schriftstellern, kubanisches Theater, Kunstausstellungen und Dichterlesungen, aber auch die Neugründungen kubanischer Restaurants, Schulen, Geschäfte und Vereine. Die teuren Yacht- und *Country-Clubs* der kubanischen Oberschicht gibt es zwar nicht mehr in Kuba, dafür aber in Miami, auch die Mitglieder sind größtenteils dieselben geblieben (Pedraza-Bailey 1985: 18); die Restaurants heißen wie in Havanna "La Carreta" oder "La Esquina de Tejas"; den Buchladen "La Moderna Poesía" gibt es sowohl in Havanna als auch in Miami; am "Caballero Funeral House" steht: *Since 1857* – in Miami allerdings, denn das "Caballero Funeral House" wurde 1896 gegründet.

Eine Wiedergeburt erlebten auch die renommierten kubanischen Privatschulen Havannas. Im "Colegio La Salle", "Loyola, Jesuitas de Belén", ebenso wie in der privaten "Universidad Villanueva", studieren heute vorwiegend die Kinder der kubanischen Ober- und Mittelschicht. Eltern können

sicher sein, dass ihre Kinder dort eine so genannte kubanische Erziehung erhalten, die sie gleichermaßen für ein eventuelles Leben in einem Kuba ohne Fidel Castro als auch für eine Karriere in den USA vorbereitet.

Viele Organisationen wurden mit dem Zusatz *en el exilio* neu gegründet: z.B. die "Asociación Nacional de Industrialistas Cubanos en el Exilio", das "Colegio Nacional de Abogados Cubanos en el Exilio" oder auch Gewerkschaften wie die "Federación de Trabajadores Telefónicos de Cuba en el Exilio" (Grenier 1992). Daneben entstanden neue Organisationen, die unter den Bedingungen der Diaspora wichtige soziale und politische Funktionen erfüllten. Ein Beispiel sind die 112 *Municipios en el Exilio*. Zu vergleichen sind sie am ehesten mit den Landsmannschaften der deutschen Vertriebenen. Dort treffen sich die Migranten, die aus denselben Ortschaften in Kuba stammen und schaffen neue Netzwerke auf der Basis erinnerter lokaler Verbundenheit (Boswell/Curtis 1984: 175-180). Sie tauschen Erinnerungen und Informationen aus, feiern die alten lokalen Feste, organisieren aber auch soziale Dienstleistungen für Neuankömmlinge, Bedürftige und Alte (Hoobler 1996: 115f.). Gleichzeitig verfolgen sie auch eine politische Aufgabe, gehört doch der Kampf gegen den Kommunismus und für die Befreiung Kubas erklärtermaßen ebenfalls zu den zentralen Aufgaben der Vereine; in Wahlzeiten sorgen sie für die Wahlteilnahme und dafür, dass für den in ihrem Sinne "richtigen" Kandidaten gestimmt wird (García 1996: 91-93).

Auf der politischen Ebene ermöglichte die Rekonstruktion der *cubanía*, dem Dasein in den USA einen tieferen Sinn verleihen zu können. Gerade die Flüchtlinge, die in Kuba zur Oberschicht gehört hatten und nun gleichsam bei Null anfangen mussten, konnten so den Härten der Migration eine besondere Bedeutung geben. Sie sahen sich als Protagonisten in dem weltweiten Kampf zwischen Kommunismus und Demokratie, zwischen Planwirtschaft und freiem Unternehmertum. Folglich weigerten sie sich, sich als Immigranten zu sehen, sie waren Exilierte, Märtyrer für eine politische Mission, die moralisch Überlegenen. Sich als "Exilierte" zu bezeichnen war eine politische Aussage, denn anders als bei Immigranten implizierte es, keine Wahl gehabt zu haben, vertrieben worden zu sein. Seine Kubanität zu bewahren, ist damit nicht ein nostalgisches Sich-Erinnern an heimatliche Gebräuche und Gewohnheiten, sondern das *Cuba de ayer* – das Kuba, wie es war und das Kuba, das hätte sein können – zu repräsentieren, ist politische Verantwortung und Auftrag (García 1996: 83-85; vgl. auch Hettlage 1993: 89).

Zur Erfüllung dieser Mission ist es von zentraler Bedeutung, darauf zu bestehen, dass alle Kubaner, die Kuba verlassen, ohne Ausnahme politische Flüchtlinge sind, auch wenn die Motive der Migranten ganz offensichtlich schon seit Ende der 60er Jahre stärker ökonomischer statt politischer Art sind (Castro 1995; del Aguila 1998: 6; Croucher 1997: 120f.). Dieser Diskurs hat auch eine zentrale Funktion für die Abgrenzung von anderen Migranten und die Absicherung des Anspruchs auf Rückkehr.

Dabei geht es auf allen Ebenen letztlich um dasselbe Anliegen: Auf außenpolitischer Ebene soll im Namen des Kampfes für Freiheit und Demokratie eine Normalisierung der Beziehungen zwischen den USA und Kuba verhindert werden.<sup>9</sup> Und auch auf kommunaler Ebene geht es nicht in erster Linie darum, mögliche spezifische Belange der kubanischen Gemeinschaft durchzusetzen, sondern um die Bestätigung von Antikommunismus bzw. – wohl treffender – Anti-Castrismus auch auf lokaler Ebene. "Miami is likely the only city in the United States where anti-Communism is a municipal issue" (*Miami Herald*, zitiert nach Stack/Warren 1990: 18). Wo es wenig programmatische Unterschiede zwischen den Kandidaten gibt und weitgehend entlang ethnischer Grenzen gewählt wird, wird die Wahlentscheidung in erster Linie von der Haltung gegenüber Kuba abhängig gemacht, insbesondere, wenn wie bei den Bürgermeisterwahlen 1997 in Miami zwei *Cuban-Americans* gegeneinander antreten. Alle kubanischstämmigen Kandidaten und Amtsinhaber müssen sich folglich zunächst einmal in anti-kommunistischer Rhetorik üben, bevor andere Inhalte eine Rolle spielen.

Obwohl die Migranten der ersten Stunde inzwischen nicht mehr die Mehrheit bilden, sind sie es, die weiterhin den offiziellen politischen Diskurs des kubanischen Miami bestimmen. Sie leben im *Cuba de ayer* und träumen davon zurückzugehen. Selbst wenn sie in den USA erfolgreich Karriere gemacht haben, sitzen sie – metaphorisch gesprochen – weiterhin auf gepackten Koffern. Sie sind Kubaner geblieben, ihre Erinnerungen sind fest gefügt und durch kein Argument zu beeinflussen. Pérez-Firmat schreibt über seinen Vater:

My father [...] has no choice but to be Cuban. The thirty years of living and working in the United States seem to have little impact on his Cuban ways. [...] He will never be an *americano*, either legally or in spirit (Pérez-Firmat 1995: 11).

<sup>9</sup> Erinntet sei hier nur an den *Cuban Democracy Act* – besser bekannt als Torricelli-Gesetz – von 1992 und seine Verschärfung im Helms-Burton-Gesetz 1996. Beide Gesetze dehnen unter Androhung von Sanktionen die Embargo-Bestimmungen auf Drittländer aus.

In der Erinnerung wird die Heimat immer stärker verklärt. Die Großmutter behauptet in dem Theaterstück *Rum and Coke* der kubanisch-amerikanischen Schriftstellerin Carmen Pelaez ihrer Enkelin gegenüber: "In Cuba, it only rained when we wanted it to!" Kuba wird zum imaginierten Paradies, aus dem man vertrieben wurde. In der Rekonstruktion entsteht eine "organische Gemeinschaft", in der alles homogener, konfliktfreier erscheint als es je war (Hall 1991: 46).

Unter den Migranten der frühen Jahre besteht ein absoluter Konsens darüber, dass alle eine wunderbare Kindheit hatten, in der es eigentlich allen gut ging. Sie bestehen darauf, dass sie die wahren Kubaner sind und die richtigen Erinnerungen haben. Ihr Kuba war ein reiches, geordnetes, sittenstrenges, katholisches Kuba. Eine Erinnerung daran, dass Havanna vor der Revolution eine weltoffene, liberale und nicht gerade prude Stadt war, macht einen als *Fidelista* verdächtig. Die Diaspora hat erfolgreich daran gearbeitet, dieses Kuba zu rekreieren und eine Umgebung zu schaffen, in der sich diese Vorstellungen halten konnten (Rieff 1987: 152; Didion 1987). Ihre Mitglieder leben wie in einer Zeitkapsel und "they made it a virtual certainty that *la Cuba de ayer* would go on existing, if only in this re-created form, north of the Florida Strait and South of Fort Lauderdale" (Rieff 1993: 126). Dieser Verherrlichung des vorrevolutionären Kubas entspricht auf der anderen Seite die Verteufelung des heutigen, symbolisiert durch Castro, der als das personalisierte Böse erscheint, und den Kommunismus.

Dieses durch die frühe Generation der Migranten fest etablierte Bild bestimmt auch in den 90er Jahren noch den Diskurs. Abweichende Meinungen haben es unverändert schwer sich dagegen durchzusetzen; wenn sie auch nicht mehr mit Bombendrohungen und Attentaten bekämpft werden, wird doch massiver Druck ausgeübt. "Dissent is not tolerated in Cuban Miami. Even in the 1990s, [...] anyone who speaks out for accomodation with Castro faces the danger of public denunciation and ostracism" (Suro 1999: 167). Aber Gruppen wie die 1992 gegründete "Cuban American Defense League", die sich für das Recht auf Meinungsfreiheit im *Dade County* – nicht etwa in Kuba – und für freien Reiseverkehr und Dialog mit Kuba einsetzt, sind immer wieder heftigen Angriffen ausgesetzt. Die kubanisch-amerikanische Anwältin Magda Montiel, die 1994 während eines Besuchs in Kuba in einer Videoaufzeichnung zu sehen war, wie sie Fidel Castro auf die Wange küsste, ist seitdem in Miami *persona non grata*. Das sonst sehr populäre Musikerhepaar Gloria und Emilio Estefan sah sich massiven Angriffen und dem Vorwurf des Verrats ausgesetzt, als es sich dafür aussprach, im Rahmen



eines Kongresses auch kubanische Musiker, die in Kuba leben, auftreten zu lassen (*Miami Herald* 8.12.1997). Warnend wurde auf das Schicksal des Restaurants "Centro Vasco" hingewiesen, das 1996 abbrannte, nachdem die Besitzer sich geweigert hatten, das Gastspiel mit der auf der Insel lebenden Bolero-Sängerin Rosita Fornés abzusagen.

Dieser Versuch der ersten Exilgeneration, ihre politische Linie durchzusetzen, führt zum Teil zu schwer nachvollziehbaren Aktionen. Obwohl sich die kubanische Gemeinschaft in ihrer überwältigenden Mehrheit zum katholischen Glauben bekennt und der sonntägliche Messebesuch bei Angehörigen der Oberschicht durchaus üblich ist, war die Haltung gegenüber dem Papstbesuch in Kuba recht ambivalent, da eine Aufwertung Fidel Castros durch diesen Besuch befürchtet wurde. Deshalb wurde seitens der Exilgemeinde massiv gegen das von der Diözese Miami gecharterte Schiff agitiert, das Pilger direkt von Miami nach Havanna bringen sollte. Die Reise wurde nach massivem Druck abgesagt – dazu gehörte die Drohung reicher kubanischer Geschäftsleute, keine Spenden mehr zu leisten, sowie eine Massendemonstration in Little-Havanna, die noch einmal beeindruckend die Mobilisierungskraft der alten Männer zeigte. Der Politikwissenschaftler Max Castro schreibt in einer Kolumne des *Nuevo Herald* (12.12.1998):

Ich gestehe, dass ich manchmal Angst gehabt habe, obwohl ich eigentlich nicht gerade eine ängstliche Person bin. Aber ich habe sie gefühlt, wenn ich etwas geschrieben oder gesagt oder getan habe, das nicht dem falschen Konsens entsprach, den in dieser Stadt diejenigen, die es wagen, im Namen aller Kubaner zu sprechen, uns aufzuzwingen versuchen, als ob wir eine monolithische Masse wären und als ob die, die nicht wie sie denken, ihre Nationalität damit aufgäben (Castro 1998: 15).

Als der Politikwissenschaftler Dario Moreno, Professor an der Florida International University, nach dem erwiesenen Wahlbetrug und den Korruptionsfällen anlässlich der Bürgermeisterwahlen 1997 in Miami, bei denen zwei kubanisch-amerikanische Kandidaten gegeneinander antraten, in einer Radiosendung bemerkte, Miami sei eine Art Bananenrepublik und die Miami-Kubaner hätten die politische Korruption zu einer "hohen Kunst verfeinert", schlugen in allen Medien die Wellen hoch. Osvaldo Soto, Präsident der Spanisch-Amerikanischen Liga gegen Diskriminierung (SALAD) nannte ihn einen *cubano arrepentido*, sprach ihm damit ab, überhaupt noch Kubaner zu sein. Ein kubanisch-amerikanischer republikanischer Kongressabgeordneter verlangte vom Präsidenten der Universität, ebenfalls Kubaner, Moreno zu relegieren (*Miami Herald* 20.01.; 22.1.; 26.1.1998).

Es ließen sich zahlreiche weitere Beispiele nennen. Meines Erachtens deuten diese Ereignisse auf zweierlei hin: zum einen darauf, dass die Kultur der Einschüchterung zwar immer noch funktioniert, zum anderen zeigen sie aber, dass die Divergenzen innerhalb der Enklave zugenommen haben. Zwar war das kubanische Miami dem Einheits-Diskurs zum Trotz nie eine homogene Gruppe, sondern es waren von Anfang unterschiedliche Interessen vorhanden (Croucher 1997: 102-141), die zu heftigen Auseinandersetzungen, massiven Drohungen bis hin zu Attentaten und Morden führten (Azicri 1981: 64f.) Schon 1978 konnte zum Beispiel die Aufnahme des Dialogs zwischen Teilen der kubanischen Diaspora und der kubanischen Regierung und das Abkommen, das wechselseitige Familienbesuche erlaubte, trotz der Ermordung zweier *dialogueros*, wie die Befürworter des Dialogs apostrophiert wurden (Pérez 1992: 100), nicht verhindert werden, ebenso wenig, dass viele Miami-Kubaner diese Reisemöglichkeit auch wahrnehmen; aber die Bedrohungen des Diskurses der Einheit sind inzwischen wesentlich vielschichtiger geworden.

Eine wichtige Rolle in diesem Prozess der Differenzierung spielte der Zuzug der *marielitos*, nicht nur wegen ihrer anderen sozialen und ethnischen Zusammensetzung, sondern vor allem wegen einer anderen Haltung zu Kuba. Alle nach 1980 gekommenen Migranten bis hin zu den *balseros* der 90er Jahre brachten mehrheitlich ein sehr viel differenzierteres und realistischeres Bild von Kuba mit, sowohl dem vorrevolutionären als auch von dem Kuba nach 1959. Sie verteilten nicht alles im revolutionären Kuba, sondern sahen durchaus die Errungenschaften der Revolution. Die meisten mussten allerdings schnell lernen, darüber besser zu schweigen, denn fast alle Neuankömmlinge waren zunächst auf Hilfe der Enklave bei der Suche nach einem Arbeitsplatz oder einer Wohnung angewiesen und diejenigen, die aufgrund ihrer politischen und ökonomischen Macht über den Zugang dazu bestimmen, sind die Migranten der ersten Stunde. Also schweigt die Mehrheit lieber und legt zur Not öffentliche Lippenbekenntnisse ab, anstatt berufliche Risiken einzugehen oder in den Verdacht zu geraten, Agent Fidel Castros zu sein. Aber die Neuankömmlinge veränderten trotzdem das Klima. Diese Generation von Migranten will kubanische Musik hören, auch wenn die Musiker auf Kuba leben, sie interessiert sich für die Baseball-Ergebnisse ihrer alten Vereine in Kuba, auch wenn sie gleichzeitig die Erfolge der kubanisch-amerikanischen Sportstars bejubelt. Vor allem aber wollen diese Migranten engen Kontakt zu ihren Familien in Kuba aufrechterhalten und sie ökonomisch unterstützen. So schicken alle, die es irgendwie können, Geld

und Konsumgüter nach Kuba und besuchen so oft wie möglich ihre Familien. Experten der CEPAL schätzen die jährlichen Überweisungen der Exilkubaner auf ca. 800 Millionen US-Dollar (*El Nuevo Herald* 10.9.1997; Díaz-Briquets/Pérez-López 1997). Gleichzeitig befürwortet nach offiziellen Umfragen immer noch eine Mehrheit das Handelsembargo, allerdings mit abnehmender Tendenz: Je kürzer die Migranten in den USA sind, desto eher lehnen sie das Embargo ab.<sup>10</sup>

Es besteht eine offensichtliche Diskrepanz zwischen Öffentlichem und Privatem, zwischen dem Gesagten und dem Gedachten, und das Handeln ist widersprüchlich. Gina, eine 28-jährige Interviewpartnerin, seit drei Jahren in Miami, meinte über ihren Arbeitgeber:

Wir haben ein Sprichwort: Zwischen Sagen und Tun besteht eine tiefe Kluft. Was soll ich mir Probleme suchen? Meinen Chef werde ich sowieso nicht ändern. Also bin ich still, höre mir seine Tiraden gegen Kuba an und mache, was ich will.

Trotz des Anpassungsdrucks ist der ständige Zustrom von Neueinwanderern ein wichtiger Faktor des Wandels in der kubanischen Gemeinschaft (Díaz 1994). Sollte das Migrationsabkommen zwischen Kuba und den USA, das jährlich 20.000 Zuwanderer aus Kuba vorsieht, erfüllt werden, ist zu erwarten, dass sich der Einfluss dieser Einstellungen verstärken und der Übergang von *exiles* to *immigrants* beschleunigen wird.

Stärker jedoch als durch die Zuwanderung werden die Veränderungen in der kubanischen Diaspora durch die Ablösung der Generationen vorangetrieben. Die "1,5-Generation" (Pérez Firmat 1994: 4), die im Kindesalter in die USA gekommen und dort sozialisiert worden ist, und die zweite Generation, die als Kinder kubanischer Eltern in den USA geboren wurde, sind dabei, diese Generation abzulösen. Duany beschreibt diesen Prozess als eine Bewegung "from the Cuban *ajiacó* to the Cuban-American Hyphen" (Duany 1997).

Pérez-Firmat, selbst ein Angehöriger der 1,5-Generation, unterscheidet in Anlehnung an Fernando Ortiz drei Aspekte von Kubanität (Pérez-Firmat 1997: 2-8): *Cubanidad* hat demnach vorwiegend mit der Nation zu tun, mit Staatsbürgerschaft und Einheitlichkeit. *Cubanidad* kann man jemandem absprechen; selbst wenn jemand in Kuba geboren ist, kann man ihn beschuldigen, kein Kubaner mehr zu sein, was nichts anderes heißt, als dass er anders denkt bzw. das Falsche denkt. *Cubaneo* dagegen ist etwas Äußerliches,

<sup>10</sup> Vgl. [www.fiu.edu/orgs/ipor/cubapoll/Q10.H](http://www.fiu.edu/orgs/ipor/cubapoll/Q10.H)

das sind Gesten, Sprache, Essen, Musik, im Ausland das beste Mittel gegen Fremdheit. Der Begriff, den Pérez-Firmat als umfassenderen daneben setzt, ist *cubanía*. *Cubanía* hat mit Gefühl, mit Innerlichkeit zu tun und deshalb kann man sie niemandem absprechen, was für die Identität der 1,5-Generation bestimmend ist. Man fühlt sich als Kubaner, muss es aber nicht unbedingt nach außen zeigen: "It is not an afterthought but a decision." *Cubanía* ist die Haltung derer, die nie Gelegenheit hatten, ein patriotisches Bewusstsein auf der Insel zu entwickeln. Während eines Vortrags in spanischer Sprache im Rahmen der Buchmesse in Miami im November 1997 sagte er: "*Cubanía* ist für mich eine Nationalität, für meine Kinder eine Ethnizität." Und die Journalistin Liz Balmaseda, ebenfalls dieser Generation angehörig, schreibt:

It is the inner rush that moves us to play old Havana music, to find the South Beach charm in our grandpa's guayaberas, to infuse our vocabulary with Cuban food analogies, to believe, there is a particular truth to be found in the elusive smoke of Cuban cigars. Inevitably, we discover the substance beneath the surface. This identity hunt is not about finding who we are in Miami. It is [...] about finding who we could have been had we stayed in the other world. We discover we have parallel lives, the one here and the one we might have had in Cuba (*Miami Herald* 24.12.1997).

Die Angehörigen dieser Generation fühlen sich nostalgisch überwiegend noch als Kubaner, aber für die jüngeren unter ihnen gilt schon, dass ihre kubanische Identität weitgehend auf den Erinnerungen ihrer Eltern basiert, nicht auf eigener Erfahrung. "They acquire their attitudes like an infection, through contact", formulierte die kubanisch-amerikanische Schriftstellerin Achy Obejas auf einer Konferenz der Florida International University im Oktober 1997. Sie sind aufgewachsen mit zwei nahezu biblischen Geschichten, aus der Zeit im Paradies und der von der Vertreibung aus dem Paradies. Viele dieser Generation lehnen es ab, nach Kuba zu reisen, solange Fidel Castro noch lebt (Pérez-Firmat 1995), viele versuchen jedoch auch, sich ein Bild vor Ort zu machen. "Mein Vater hatte mir immer wieder von der Heimat erzählt, alles war absolut perfekt. Ich war dann regelrecht geschockt über die Zustände dort. Da gehöre ich mit Sicherheit nicht hin. Ich könnte mir wirklich nicht vorstellen, dort je zu leben", beschreibt Elena in einem Interview die in Kuba erfahrene Fremdheit. Auch wenn sie die Häuser ihrer Eltern besuchen und sie heruntergekommen und von anderen besetzt vorfinden, erweckt das kaum Rachegefühle oder die unbändige Wut, die viele der Älteren noch spüren (Ojito 1998). Meinungsumfragen zeigen, dass sie mehrheitlich für den Dialog mit denen auf der Insel eintreten und an einem fried-

lichen Übergang zu einem neuen Kuba mitwirken wollen – wenn sie sich überhaupt noch dafür interessieren. Laut einer Umfrage der Florida International University aus dem Jahre 1997 befürworten 74% der jüngeren Kubaner den Dialog, gegenüber 33% der über 65-jährigen.<sup>11</sup>

Die Angehörigen der zweiten Generation sind endgültig zu *Cuban-Americans* geworden.<sup>12</sup> Sie wollen stärker als ihre Eltern ausgehend von beiden Identitäten sprechen, sie wollen einen Unterschied machen, gegenüber den *Anglos* und auch gegenüber den anderen *Latinos*. Und es gibt in der Tat einen Unterschied in der Art wie sie handeln, wie sie schreiben, Musik, Theater und Filme machen. Vor allem in kreativer und künstlerischer Arbeit zeigt sich der Unterschied – und die *Cuban Americans* nutzen ihn als Resource, als eine Art „ethnisches Kapital“ für ihre Arbeit. Die Musik von Willy Chirino oder Gloria Estefan ist nicht die von Benny Moré, das kubanische Essen wird verändert, die traditionellen Feste werden neu interpretiert oder die Jüngeren bleiben weg; die YUCAs, die *Young Urban Cuban-Americans*, haben dezidiert andere Interessen als die Generation ihrer Eltern und vor allem Großeltern. In dieser Generation wird zweifellos der endgültige Übergang von der Identität des Exils zu der einer ethnischen Minderheit vollzogen werden, als ethnische Gemeinschaft aber werden die Kubaner in den USA auf absehbare Zeit bestehen bleiben.

Der Generationswechsel vollzieht sich allerdings keineswegs ohne Konflikte und die erste Migrantengeneration versucht, auf allen Ebenen durch massive Einflussnahme die Identität des Exils und die ideologische Disziplin in ihrem Sinne aufrechtzuerhalten. Eine wichtige Rolle kommt dabei den Medien zu (Soruco 1996), allen voran den zahlreichen Radiostationen wie „Radio Mambi“ oder „La Cubanísima“, die sich in der Hand der ersten Migrantengeneration befinden und unermüdlich daran arbeiten, das *Cuba de ayer* wach zu halten, und gleichzeitig versuchen, ihrer anti-kommunistischen Botschaft auch in der Lokalpolitik weiterhin Gehör zu verschaffen.

Die politische Absicherung der Interessen der kubanischen Diaspora über die eigene ethnische Gruppe hinaus erfolgt auf lokaler und nationaler Ebene durch breite Beteiligung und Einflussnahme über Wahlen und Lobbygruppen, allen voran die 1981 gegründete einflussreiche *Cuban-American National Foundation* (CANF), deren Gründer und Präsidenten Jorge Mas Canosa bis zu seinem Tode im November 1997 Ambitionen auf die Prä-

<sup>11</sup> Vgl. [www.fiu.edu/orgs/ipor/cubapoll/Q7.H](http://www.fiu.edu/orgs/ipor/cubapoll/Q7.H)

<sup>12</sup> In einer Umfrage gaben 1994 59,3% an, sich als *Cuban-Americans* zu fühlen, 33,1% als Amerikaner (Portes/Rumbaut 1996: Table 35).

sidentschaft Kubas nachgesagt wurden. Ihren politischen Einfluss haben die Kubaner vor allem dadurch gesichert, dass sie in sehr viel höherem Maße als andere Latinos die US-Staatsbürgerschaft angenommen haben und das dadurch erworbene Wahlrecht auch häufiger und gezielter ausüben (Portes/Mozo 1986). Offensichtlich wurde nie ein Widerspruch darin gesehen, den Anspruch zu erheben, die "wahren Kubaner" zu sein und gleichzeitig US-Bürger zu werden. Es wurde im Gegenteil als Möglichkeit interpretiert, im Interesse Kubas, wie es die Diaspora definiert, Einfluss auf nationale und lokale Politik zu nehmen.

Eine zentrale Funktion kommt, sowohl was den Einfluss innerhalb der kubanischen Gemeinschaft als auch auf die Außenpolitik der USA betrifft, außerdem der "symbolischen Politik" (Stack/Warren 1990) des Exils zu, die ebenfalls von der frühen Migrantengeneration orchestriert wird. Die Auseinandersetzungen um den kubanischen Jungen Elián González, die seit Ende 1999 die politische Diskussion in Miami bestimmt und die internationalen Medien erreicht hatten, zeigen, wie erfolgreich diese Politik und wie groß der Einfluss dieser Generation noch ist. Der Junge, dessen Mutter bei dem Versuch, Kuba in einer *balsa* aus zusammengezurrten Traktorreifen zu verlassen, umgekommen ist, wurde nach seiner Rettung von einem Onkel zweiten Grades aufgenommen. Nach US-amerikanischem und internationalem Recht gehörte das Kind ohne Zweifel zu seinem Vater nach Kuba statt zu unbekannten Verwandten nach Miami, auch die US-Einwanderungsbehörde INS, Präsident Clinton sowie die Mehrheit der Bevölkerung waren dieser Ansicht. Die kubanischen Exilgruppen waren jedoch imstande, ihre Anhänger so effektiv zu mobilisieren, dass die Rückkehr des Jungen durch das Ausschöpfen aller juristischen Tricks auf der einen Seite und massive politische Einflussnahme durch kubanische Lobbygruppen, insbesondere die CANF, verzögert werden konnte und die kubanisch-amerikanischen Kongressabgeordneten in Washington in der Lage waren, nicht nur die Miami-Kubaner zu mobilisieren, sondern sich auch auf der Ebene der nationalen Politik Gehör zu verschaffen.

Selbst die Präsidentschaftskandidaten beider Parteien sahen sich veranlasst, Stellung zu beziehen. Nachdem sich der Kandidat der Republikaner George Bush auf die Seite der Exilkubaner gestellt hatte, sah sich auch der demokratische Bewerber Al Gore bemüht, sich ebenfalls für einen Verbleib des Jungen "in der Freiheit" auszusprechen, statt ihn in das kommunistische Unterdrückungsregime zurückzuschicken. Hier scheint die letzte Schlacht gegen den Kommunismus geschlagen zu sein. Das Befinden und

der Wille des Kindes spielten in der Auseinandersetzung keine Rolle (*Miami Herald* täglich seit dem 26.11.1999).

Die Ereignisse zeigen, wie groß der Einfluss der Generation der Verbit-  
terten noch ist, wie sehr sie noch die öffentliche Meinung bestimmen und  
dazu zwingen können, abweichende Meinungen zu verschweigen und zu  
verschleiern. Trotzdem ist nicht zu übersehen, dass diese Gruppe an Einfluss  
verliert. Es ist nur eine kleine Gruppe, die an den Protestaktionen wirklich  
teilnimmt, es sind nur sehr wenige, die sich öffentlich äußern, und der Ton  
einflussreicher kubanisch-amerikanischer Politiker wie Alex Penelas, Bür-  
germeister von Miami-Dade, Joe Carollo, Bürgermeister der Stadt Miami,  
oder der Kongressabgeordneten Ileana Ros-Lehtinen ist anders, als es der  
von Mas Canosa war. Selbst viele der Älteren, die weiterhin vom *Cuba de  
ayer* träumen, geben zu, dass sie wohl auch nicht in ein Kuba ohne Fidel  
zurückgehen werden. Miami ist auch für diese Generation so etwas wie  
Heimat geworden, in Miami steht das eigene Haus, die medizinische Ver-  
sorgung ist gesichert, aber vor allem leben die Kinder und Enkel dort. Laut  
einer Umfrage sagten selbst von den in Kuba Geborenen nur 39%, dass sie  
nach dem Sturz Fidel Castros zurück wollten (Portes/Stepick 1993: 219).  
Wahrscheinlicher, als dass nach einem politischen Wechsel Kubaner aus den  
USA massenhaft nach Kuba zurückkehren, ist, dass viele Inselkubaner nichts  
anderes wollen, als 40 Jahre sozialistische Mangelwirtschaft hinter sich zu  
lassen und ein neues Leben in Florida zu suchen, wo es schon fast eine Mil-  
lion Landsleute gibt, die ihnen den Start erleichtern könnten.



## Literaturverzeichnis

- Ackerman, Holly (1996): "The Balsero Phenomenon, 1991-1994". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 26, S. 169-200.
- Aguila, Juan M. del (1998): *Exiles or Immigrants? The Politics of National Identity, Occasional Papers Series*. Coral Gables: University of Miami, vol. 3, no. 7.
- Alfonso, Pablo (1997): "\$800 millones del exilio son la 1ra. fuente de divisas en Cuba". In: *El Nuevo Herald*, 10.9.
- Balmaseda, Liz (1997): "Play's a toast to who we are here, who we'd be there". In: *Miami Herald*, 24.12.
- Behar, Ruth (Hrsg.) (1995): *Bridges to Cuba – Puentes a Cuba*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- Benigno E. Aguirre (1975): "The Differential Migration of Cuban Social Races". In: *Latin American Research Review*, 11, S. 103-124.
- Boswell, Thomas D. (1994): *A Demographic Profile of Cuban Americans*. Miami: Cuban American National Council.
- Boswell, Thomas D./Curtis, James R. (1983): *The Cuban Experience: Culture, Images; and Perspectives*. Montclair/New Jersey: Rowman and Allanheld.
- Boswell, Thomas D./Skop, Emily (1995): *Hispanic National Groups in Metropolitan Miami*. Miami: Cuban American National Council.
- Castro, Max (1992): "The Politics of Language in Miami". In: Grenier, Guillermo J./Stepick, Alex (Hrsg.): *Miami now! Immigration, Ethnicity, and Social Change*. Gainesville etc.: University of Florida Press, S. 109-132.
- (1995): *Cuba: The Continuing Crisis*. Coral Gables: University of Miami, North-South Center Agenda Paper 13.
- Clark, Juan M. (1975): *The Exodus from Revolutionary Cuba (1959-1974): A Sociological Analysis*. Miami: University of Florida, Ph.D. Dissertation.
- Cortes, Carlos (1980): *Cuban Refugee Programs*. New York: Arno Press.
- Conde, Yvonne M. (1999): *Operation Pedro Pan. The Untold Exodus of 14.000 Cuban Children*. New York: Routledge.
- Croucher, Sheila L. (1997): *Imagining Miami. Ethnic Politics in a Postmodern World*. Charlottesville/London: University Press of Virginia.
- Cuban American Policy Center (Hrsg.) (1992): *Ethnic Segregation in Greater Miami 1980-1999*. Miami: Cuban American National Council.
- Díaz, Jesús (1994): "Die Zeichen des Wandels – Blick nach Miami I"; "Die Rückkehr in die Zukunft – Blick nach Miami II". In: *Frankfurter Rundschau*, 20.8.1994 und 27.8.1994.
- Díaz-Briquets, Sergio/Pérez-López, Jorge (1997): "Refugee Remittances: Conceptual Issues and the Cuban and Nicaraguan Experiences". In: *International Migration Review*, 31, S. 411-437.
- Didion, Joan (1987): *Miami*. New York etc.: Simon and Schuster.
- Duany, Jorge (1989): "Hispanics in the United States: Cultural Diversity and Identity". In: *Caribbean Studies*, 22, S. 1-25.
- (1997): *From the Cuban ajiao to the Cuban-American Hyphen*. Coral Gables: University of Miami, Cuban Studies Association Miami, Occasional Paper Series, vol. 2, no 8.

- Fagen, Richard R./Brody, Richard M./O'Leary, Thomas J. (1968): *Cubans in Exile: Disaffection and Revolution*. Stanford: Stanford University Press.
- Ferree, Myra Marx (1979): "Employment without Liberation: Cuban Women in the United States". In: *Social Science Quarterly*. Vol. 60, no. 1, S. 34-50.
- García, María Cristina (1991): "Adapting to Exile: Cuban Women in the United States, 1959-1973". In: *Latino Studies Journal*, 2, S. 17-33.
- (1996): *Havana USA. Cuban Exiles and Cuban Americans in South Florida 1959-1994*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Geldorf, Lynn (1991): *Cubans*. London: Bloomsbury Publishing.
- Gilbarg, Dan/Falcón, Luis M. (1992): "Latinos in the Labor Market: Mexicans, Puerto Ricans and Cubans". In: *Latino Studies Journal*, vol. 3, no. 3, S. 60-87.
- Greenbaum, Susan D. (1985): "Afro-Cubans in Exile: Tampa, Florida, 1886-1984". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 15, S. 59-72.
- Grenier, Guillermo J. (1992): "The Cuban-American Labor Movement in Dade County". In: Grenier, Guillermo J./Stepick, Alex, 1992: 133-159.
- Grenier, Guillermo/Pérez, Lisandro (1996): "Miami Sice: The Ethnic Cauldron Simmers". In: Pedraza, Silvia/Rumbaut, Ruben G. (1996): *Origins and destinies. Immigration, race, and Ethnicity in America*. Belmont etc.: Wadsworth Publishing Company, S. 360-372.
- Grenier, Guillermo J./Stepick, Alex (Hrsg.) (1992): *Miami Now! Immigration, Ethnicity, and Social Change*. Gainesville etc.: University of Florida Press.
- Hall, Stuart (1991): "Old and New Identities, Old and New Ethnicities". In: King, Anthony D. (Hrsg.): *Culture, Globalization and the World System. Contemporary Conditions for the Representation of Identity*. New York, S. 41-68.
- (1998): "Cultural Identity and Diaspora". In: Rutherford, Jonathan (Hrsg.): *Identity, Community, Culture, Difference*. London: Lawrence and Wishart, S. 222-237.
- Henning, Doris (1996): *Frauen in der kubanischen Geschichte. Zur Rolle der Frau im gesellschaftlichen Entwicklungsprozess Kubas*. Frankfurt/Berlin etc.: Peter Lang Verlag.
- Hettlage, Robert (1993): "Diaspora: Umriss zu einer soziologischen Theorie". In: Dabag, Mirahn/Platt, Kristin (Hrsg.): *Identität in der Fremde*. Bochum, S. 75-105.
- Hoobler, Dorothy/Hoobler, Thomas (1996): *The Cuban-American Family Album*. New York/Oxford: Oxford University Press.
- Isbiter, John (1996): *The Immigration Debate: Remaking America*. West Hartford/Conn.: Kumarian Press.
- Martínez, Anne (1998): "Hispanic non-Cubans say most friction is with Cuban Americans". In: *Miami Herald*, 8.10.1998.
- Masud-Piloto, Felix Roberto (1988): *With Open Arms: Cuban Migration to the US*. Totowa NJ: Rowman and Littlefield.
- (1996): *From Welcomed Exiles to Illegal Immigrants. Cuban Migration to the US 1959-1995*. Lanham: Rowman and Littlefield.
- Mesa-Lago, Carmelo (1978): *Cuba in the 1970s: Pragmatism and Institutionalization*. Albuquerque: University of New Mexico Press.
- Moncarz-Percal, Raúl (1978): "The Golden Cage – Cubans in Miami". In: *International Migration Review*, 16, 160-173.

- Moreno, Dario/Rae, Nicol (1992): "Ethnicity and Partnership: The Eighteenth Congressional District in Miami". In: Grenier, Guillermo J./Stepick, Alex, 1992: 186-203.
- Morgan, Curtis (1998): "Language Barriers Frustrate Residents". In: *Miami Herald*, 8.10.
- Ortiz, Fernando (1964): "Cubanidad y cubanía". In: *Islas*, 6: 2, S. 91-96.
- Pedraza-Bailey, Silvia (1981): "Cubans and Mexicans in the United States: The Function of Political and Economic Migration". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 11, S. 79-97.
- (1985): "Cuba's Exiles: Portrait of a Refugee Migration". In: *International Migration Review*, 19, S. 4-34.
- Pérez Jr., Louis A. (1995): "The Circle of Connections: One Hundred Years of Cuba-U.S. Relations". In: Behar, 1995: 161-179.
- Pérez, Lisandro (1985): "The Cuban Population in the United States: The Results of the 1980 U.S. Census of population". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 15, S. 1-18.
- (1986a): "Immigrant Economic Adjustment and Family Organization: The Cuban Success Story Reexamined". In: *International Migration Review*, 20, S. 4-20.
- (1986b): "Cubans in the United States". In: *Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 487, S. 126-137.
- (1992): "Cuban Miami". In: Grenier, Guillermo J./Stepick, Alex, 1992: 83-108.
- Pérez-Firmat, Gustavo (1994): *Life on the Hyphen*. Austin: University of Texas Press.
- (1995): *Next Year in Cuba. A Cubano's Coming-of-Age in America*. New York: Anchor Books.
- (1997): *A Willingness of the heart: Cubanidad, Cubaneo, Cubanía*. Coral Gables: University of Miami, Occasional Papers Series, vol. 2, no. 7.
- Portes, Alejandro/Bach, Robert L. (1985): *Latin Journey: Cuban and Mexican Immigrants in the United States*. Berkeley: University of California Press.
- Portes, Alejandro/Curtis, John W. (1987): "Changing Flags: Naturalization Patterns and its Determinants among mexican Immigrants". In: *International Migration Review*, 21, S. 352-371.
- Portes, Alejandro/Mozo, Rafael (1986): "The Political Adaptation Process of Cubans and Other Ethnic Minorities in the United States: a Preliminary Analysis". In: *International Migration Review*, 19, S. 35-63.
- Portes, Alejandro/Rumbaut, Ruben G. (1996): *Immigrant America. A Portrait*. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press.
- Portes, Alejandro/Stepick, Alex (1993): *City on the Edge. The Transformation of Miami*. Berkeley: University of California Press.
- Portes, Alejandro/Clark, Juan M./Lopez, Manuel M. (1981): "Six years Later: The Process of Incorporation of Cuban Exiles in The United States: 1973-1979". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 11, S. 1-24.
- Portes, Alejandro/Clark, Juan M./Manning, Robert D. (1985): "After Mariel: A Survey of the Resettlement Experiences of 1980 Cuban Refugees in Miami". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 15: 2, S. 37-59.
- Poyo, Gerald I. (1991): "The Cuban Experience in the United States, 1865-1940: Migration, Community, and Identity". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 21, S. 19-36.

- Prieto, Yolanda (1984): *Reinterpreting an Immigration Success Story: Cuban Women, Work, and Change in a New Jersey Community*. New Brunswick/New Jersey: Rutgers University, Ph.D. Dissertation.
- (1987): "Cuban Women in the U.S. Labor Force: Perspectives on the nature of Change". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 17, S. 73-91.
- Rieff, David (1987): *Going to Miami. Exiles, Tourists, and Refugees in the New America*. Boston/Toronto: Little, Brown.
- (1993): *The Exile. Cuba in the Heart of Miami*. New York etc.: Simon und Schuster.
- Rogg, Eleanor Meyer (1980): "The Influence of a Strong Refugee Community on the Economic Adjustment of its Members". In: Cortés, Carlos E. (Hrsg.): *Cuban Exiles in The United States*. New York: Arno Press.
- Santiago, Fabiola (1998): "Embracing Miami as Home". In: *Miami Herald*, 15.02.
- Soruco, Gonzalo (1996): *Cubans and the Mass Media in South Florida*. Gainesville: University of Florida Press.
- Stack Jr., John F./Warren, Warren L. (1990): "Ethnicity and the Politics of Symbolism in Miami's Cuban Community". In: *Cuban Studies/Estudios Cubanos*, 20/1990, S.11-28.
- Suro, Roberto (1999): *Strangers among Us. Latino Lives in a Changing America*. New York: Vintage Books.
- Triay, Victor Andres (1998): *Fleeing Castro. Operation Pedro Pan and the Cuban Children's Program*. Gainesville: University Press of Florida.